Moſes Mendelsſohn.

Fragmente
von ihm und über ihn.

David Friedländer.

Für

Gönner und Freunde

(Auf der Zeitſchrift gedruckt abgedruckt.)

Berlin, 1819.
In Kommiſſion bei Friedrich Enslin.
(Neuestraße No. 23.)

An den Herausgeber der Zeitschrift Jedidja.

Ich theile mit Ihnen, mein hochgeachteter Freund, Wunsch und Verlangen, alles, was sich von unsrem weisen Mendelssohn noch auffinden läßt, zu sammeln und in Ihre Zeitschrift niederzulegen. — Ungedrucktes dürfte wenig seyn. — Da aber Jedidja vorzüglich unsren Religionsgenossen gewidmet ist, warum sollten nicht auch bereits gedruckte kleine Aufsätze, Briefe, Anekdoten, merkwürdige Urtheile, sinnreiche Worte, welche der Augenblick gebar u. s. w. von ihm aufgenommen und aufs Neue in Umlauf gesetzt werden? Manche derselben, besonders Briefe von ihm und über ihn, stehen in Sammlungen zerstreuet, welche, wenn auch nicht vergessen, doch schwerlich zur Kenntniß der heranwachsenden israelitischen Jugend, und vielleicht der Leser Ihrer Zeitschrift überhaupt kommen dürften. — Jedidja wird sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sein vorzügliches Augenmerk dahin gerichtet ist, für die jungen Männer zu sorgen, deren Beruf und Bestimmung seyn soll, sich selbst auszubilden, und dadurch sich zu Erziehern der Jugend und Volkslehrer geschickt zu machen — dem verewigten Weltweisen soll damit kein Denkmahl gesetzt werden: bedarf er unsres Lobes, unsrer Ehrensäulen? — Aber unsren Jünglingen, welche sich den Studien widmen, erzeigen wir einen großen Dienst, wenn wir sie zu ihm hinweisen, und durch diese kleinen Aufsätze sie auf seine größern Werke aufmerksam machen. Was können sie nicht von diesem Edlen lernen! Wahl der Materie, Schönheit

der Sprache, Richtigkeit des Ausdrucks, vorzüglich aber Frömmigkeit der Gesinnungen und jene nachahmungswürdige Bescheidenheit, die aus allen seinen Vorträgen, wie der Geruch der Veilchen sich sanft verbreitet. Nirgends anmaßender Ton; immer will er nur mit uns lernen, mit uns forschen, mit uns denken; niemals seine Ansicht ohne Gründe, auf Autorität aufdringen, als Lehrer seine Meinung geltend machen. — Wie sehr bedürfen wir zu unsrer Zeit solcher Muster! Aber auch von anderer Seite betrachtet, werden seine kleinen Aufsätze von [illegible] tendem Nutzen sein; denn auch der mindeste trägt das Gepräge seines hellblickenden Geistes, seines liebevollen Herzens, seines brennenden Eifers für Wahrheit und Tugend überhaupt, und für wahre Aufklärung seiner Mitbrüder insbesondere.

Wollen Sie also, mein werthgeachteter Freund, mir einen Platz in Ihrer Zeitschrift gönnen, so will ich versuchen, aus eigener kleiner Sammlung oder auch aus freylich sehr geschwächtem Gedächtniß, von Zeit zu Zeit etwas von oder über M. mitzutheilen. Ich mache mit einem bisher erfolgenden Fragment, das aus meinen Unterhaltungen mit dem Verewigten genommen ist, den Anfang, und lasse Ihnen einige andre folgen. Mehr, als solche Fragmente, kann ich, besonders bey vorgeschrittnem Alter, nicht liefern. Sie und Ihre Leser mögen dann entscheiden: ob ferner kleine Gaben anzunehmen oder zurück zu weisen sind.

Charlottenburg bey Berlin, im May 1818.

Friedländer.

I.

Unterhaltungen mit Mendelssohn

aus der Erinnerung niedergeschrieben.

(Fragment.)

Der Mensch im allgemeinen betrachtet, gebildet und ungebildet, selbst der Wilde nicht ausgenommen, verbindet zwei sich widersprechende Eigenthümlichkeiten. Er liebt die Veränderung und hängt an dem Gewohnten.

Der Mensch wird selbst lebhafter und angenehmer Empfindungen bald satt, und sehnt sich nach neuen Eindrücken, Vorstellungen und Beschäftigungen. Zu gleicher Zeit ist er ein Sklave der Gewohnheit. Es kostet nun oft bedeutende Mühe und Anstrengung sich von der gewohnten Art zu seyn, loszureissen, wenn er auch die Verbesserung seines Zustandes mit Zuversicht davon erwarten darf und dies einsieht. — Bei intellectuellen Gegenständen äussert sich dieser Widerspruch noch deutlicher und mit hervortretenden Modifikationen. Jeder neue Gegenstand hat, ausser der Veränderung die er gewährt, auch als Neuheit einen unendlichen Reiz für ihn: er greift danach so oft er auch in seiner Erwartung schon betrogen worden ist. — Ein ewiger Wechsel der Anschauungen und der dadurch bewirkten Empfindungen scheint den Werth seiner Existenz zu erhöhen, das Gegentheil erschüttert ihn. Zu gleicher Zeit ist es dem menschlichen Gemüthe eigenthümlich, für das Alte Achtung und Verehrung zu hegen, und diese sorgfältig zu erhalten und zu pflegen: dieses ist nicht Wirkung der Gewohnheit allein. Bemerkungen, Beobachtungen, Warnungen, Lehren, wenn sie wahr und wichtig sind, wenn sie unsren Empfindungen zusagen, annehmen, vernommen aus dem Munde von Männern, die uns ehrwürdig geworden, oder von fernen Jahrhunderten, oder von fremden Volkern, einen gewissen Heiligenschein, der sie anziehend macht und unsre Aufmerksamkeit fesselt. Selbst wenn sie die Neuheit, das Ergreifende, das Ueberraschende bereits verlohren haben, hört ihre Wirkung nicht auf. Das Alterthümliche, verbunden mit dem Fremdartigen des Ausdrucks, dem oft eine kräftige Kürze zur Seite steht; das Ansehn, das der Lehrer sonst schon gewonnen hat, das Beispiel unserer Voraltern und Zeitgenossen, werfen einen besondern Glanz auf das Vernommene und machen alles ehrwürdig. Nicht selten ist die Bestätigung mit eignen Beobachtungen, die Uebereinstimmung mit unsren eignen Gefühlen höchst erfreulich, und sehr oft überrascht es uns, daß schon in

ſo früher Zeit, ſo treffende Bemerkungen gemacht ſind, von denen wir glaubten, ſie könnten nur die Frucht neuerer Anſtrengungen und Erfahrungen ſeyn. — Durch alles dieſes zuſammengenommen, gewinnen unſre Begriffe eine feſtere Haltung, unſre Urtheile eine größere Sicherheit, und unſre Vorſätze zu handeln verlieren ihr Schwankendes. Will man dies Vorurtheile nennen; immerhin! Wahr iſt es, wir handeln in dieſem Fall im Vertrauen auf fremde Ausſprüche, die wir ſelbſt nicht geprüft, von deren Richtigkeit wir uns nicht überzeugt haben: es ſind vorgefaßte Urtheile, Vorurtheile. Aber der Menſch im geſelligen Zuſtande, wäre ein unglückſeliges Weſen, wenn er nichts unternehmen, nichts thun und nichts laſſen wollte, als bis er ſelbſt geſehen, verſucht und erwogen hätte, wenn er nichts auf Autorität, auf Treu und Glauben annähme, ſich nicht auf das ſtützen wollte, was andre vor ihm geurtheilt haben. Es ſcheint, die bekannte Frage: ſoll man dem Volke ſeine Vorurtheile nehmen oder es der Täuſchung überlaſſen? dürfte ſich leicht erledigen laſſen. — Sollte es hier nicht, wie in mehreren andern Fällen, ein bloßer Wortſtreit ſeyn? Wahnbegriffe ſind auch Vorurtheile, ohne Prüfung angenommen. Dieſe, in wie fern ſie der ſittlichen oder geiſtigen Bildung entgegen treten, ſind gradezu nicht zu dulden, müſſen, ohne Verſchonen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; aber giebt es nicht viel öfterer Fälle, wo, mit dem weiſen Nathan zu reden: getäuſcht zu werden uns heilſam iſt? Alle Menſchen ſetzen voraus, ihre Aeltern haben ſie nicht betrügen, ſondern ihre Wohlfahrt begründen wollen; alle Menſchen trauen den Lehren ihrer Weiſen, den Erfahrungen und Verſuchen ihrer Heilkünſtler, und befolgen ihre Vorſchriften bevor ſie urtheilen. Sollen wir ihnen dieſes Vertrauen, unter dem Vorwande: es wären Vorurtheile, nehmen? Wohin würde dieſes Verfahren führen, wenn es auch überall möglich wäre? — Es ſcheint alſo, der Streit über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Vorurtheile löſt ſich

zuletzt in ein Wortſtreit auf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß keinem Menſchen die Freyheit des Nachdenkens und der Selbſtprüfung nicht allein nicht genommen werden darf, ſondern daß es Pflicht ſey, ihn in den Beſitz derſelben zu ſetzen, wenn er ſie noch nicht hat, daß es Pflicht ſey ihm die Ausübung derſelben zu erleichtern, mit Einem Wort, die Kultur der Denkkraft auf alle Weiſe zu befördern. Hingegen iſt es eine eben ſo unerläßliche Pflicht, ſo lange ein Volk durch Lage der Umſtände verhindert iſt ſelbſt zu urtheilen, ihm die heilſame und ehrwürdige Meinung, die es von dem Verſtande, dem guten Willen, der Würde des Alterthums hat zu laſſen, und den auf Autorität angenommenen Grundſätzen und Wahrheiten, die offenbar zur Ruhe und Glückſeligkeit führen, nichts von ihrer Wirkſamkeit zu benehmen. Der Tugendfreund wird in allen ſich ereignenden Fällen ſchon das gehörige Maaß zu treffen wiſſen, und mit Behutſamkeit die Linie beſtimmen, wo es unbedingt gut ſey, dem Volke das Vertrauen zu laſſen, das es auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Alterthums ſetzt; und wo es eben ſo unbedingt gut ſey, Lehren und Vorſchriften neuer Unterſuchung und Prüfung zu unterwerfen. Beſtimmtere Regeln laſſen ſich nicht angeben, aber offenbar iſt es unrichtig zu behaupten: alle Vorurtheile ſeyen auszurotten, weil es Vorurtheile ſind. — Mit gehöriger Vorſicht laſſen ſie uns alſo die angebohrne oder die eingepflanzte Achtung fürs Alterthum hegen und pflegen, damit ſeine Würde nie verletzt werde und beſonders wenn uns eigne Erfahrung belehrt, [illegible] und reelliche Selbſtprüfung unſre Hochachtung für dasſelbe nicht anders als vermehren könne. —

Die mit Ehrfurcht vermiſchte Freude, welche das Leſen und das Studium der heiligen Urkunden dem religiöſen und unbefangenen Gemüthe gewähret, iſt mit die Frucht der Würde, mit welcher wir ſie von Jugend auf anſchauen und verehren. — Der Weltling hat keine Ahndung von dieſem Gefühl, ſo wenig als der Geitzige von der Wonne

der Wohlthätigkeit — Je mehr der Menſch ſeine Denkkraft [illegible] je mehr Vorkenntniſſe er zu dem Studium derſelben mitbringt, je heurer ſein [illegible] iſt wird; je mehr wird er es gewahr, daß die Wahrheiten, welche die heiligen Urkunden enthalten, wenn ſie auch von der menſchlichen Vernunft allein erworben werden können, an jener Ehrwürdigkeit eine bedeutende [illegible] kuhe und Kraft bekommen. Vergebens ſtrebt die kalte Vernunft die Menge zum Tugendbel zu jener Höhe zu ſteigern, wie dieſe es vermag. Wenn nach dieſes Gefühl Sache des Herzens, [illegible] verwandt iſt, kann die Entſtehung der Wärme [illegible] die ſie erregen, nicht erklärt werden. Aber die religiöſe Stimmung iſt wirklich in dem Gemälde verbunden, dauernd, wirkſam und von Folgen, die nicht beſtritten werden können. Dieſes iſt die würdigſte Anſpende, die das wohlverſtandene Studium der heiligen Schrift zu Tage fördert. Auch bedarf ſie des Rufes der Neuheit nicht; denn eben ihre Heiligkeit verbürget ihre Unerſchöpflichkeit, wie die ſchaffenden Kräfte der Natur, die nie altern und nie verſiegen. — Auch der Greis, am Abend ſeines Lebens, erwärmet ſich an ihrem Feuer, ſo oft er ſie auch geleſen und wiedergeleſen. Bey mehreren Theilen derſelben erbebt ſich ſein Geiſt, bei andern ſchlägt ſein Herz dankbar empor, und nicht ſelten fließen Thränen der Rührung ſeine Augen. Aber mit Unbefangenheit und Vorſicht müſſen die h Urkunden benutzt werden. Ihr Gebrauch, von Volkslehrer und Menſchenerzieher geleitet, kann die edelſten Folgen haben, und auch umgekehrt, wie dieſes die Erfahrung hinlänglich beſtätigt hat. — Soll dieſes von der Vorſehung der Menſchheit angezündete Licht erleuchten und erwärmen; ſo iſt es der Lehrer heilige Pflicht die Flamme immer mehr aufzuhellen und zu verbreiten; beſonders dahin zu ſehen, den Rauch und Dampf wegzuſchaffen, mit welchem Wahn, unter dem Vorwand ihr nicht Nahrung zu geben, oder Unwiſſenheit und Betrug aus noch verwerflichern Urſachen,

nur zu häufig ihren eigenthümlichen Glanz umwölkt, und ſeine erwärmende Kraft gemißbraucht haben.

Will man weiter in die Tiefen der menſchlichen Seele dringen, um Aufſchluß über dieſe unnennbare mit Ehrfurcht vermiſchte Freude zu erlangen, welche den h. Urkunden eigen iſt; ſo findet man ſie offenbar in den erhabnen Begriffen, die ihr Fundament ausmachen. Der Begriff eines allmächtigen, allweiſen und allgütigen Urhebers alles Schönen und Guten, iſt der Grundſtein, auf dem das Ganze ruht. — An dieſen reihen ſich andre, dem Erdenſohn nicht minder anziehende und herzerhebende Gedanken. — Fragen wir, warum ſeit ſo vielen tauſend Jahren eine ſo unzählbare Menge von Menſchen eben aus dieſen h. Schriften Ruhe, Troſt, Glückſeligkeit und nicht aus andern Quellen geſchöpft haben? ſo iſt dieſe Frage nicht ſchwer zu beantworten. Weil der Menſch in ewiger Beziehung mit der Gottheit darin erſcheint, und dieſer Gedanke der vorherrſchende iſt; weil er nur in dieſen göttlichen Schriften ſich als das Geſchöpf einer weiſen und wohlthätigen Vorſehung kennen lernet; weil dieſer Gedanke ihn in ſeinen eignen Augen erhöht, und ihm einen ungeahndeten und erfreulichen Werth ertheilt, und endlich deßwegen, weil es ihm fühlbar wird, was ſeine Beſtimmung ſey, und wie gegründet ſeine Hoffnung auf Fortdauer mit ſtets wachſenden Einſichten iſt. — Die unſchätzbaren Fähigkeiten eines denkenden Weſens: Vernunft, Freyheit, Gefühl für Tugend und Freude an moraliſchen Handlungen, treten bey dem nachdenkenden Menſchen aus dem Dunkel hervor, veredeln ſeine Geſinnungen, vergewiſſern ihm ſeine erhabne Abkunft und den ewigen Schutz der Gottheit.

Dieſe Ideen ſind in ſo vielen Formen und in ſo großer Fülle in jenen Urkunden ausgeſtreut, und man kann noch fragen: warum man ſie die heiligen und unerſchöpflichen Quellen nennt? warum alle frommen Weiſen die Aufmerkſamkeit auf ſie hinlenken, und ihre Ergründung empfehlen? Warum alle Denker dabey verweilen; alle Troſtbe-

dürftige ſich daran erlaben? — — Daher iſt es auch ſehr natürlich, daß alle heilige Dichter und Redner von der frühesten Zeit an, darin leben und weben, daß ſie von dieſen Lehren begeiſtert ſind, und ſie in geflügelten Reden und Geſängen ausſtrömen. Was ſind die erhabenſten Lieder und Päanen neuerer Zeit anders als Nachhall und Echo jener Urſänger und Männer der Vorwelt? —

Dieſe Innigkeit, dieſes auflodernde Feuer, ſuchen wir in den Schriften andrer alten Völker vergebens. Ihnen fehlen die Lehren von einer einigen, unkörperlichen, durch die Schöpfung erkennbaren Gottheit, und die mit ihnen ſo untrennbar verknüpften erhabnen Begriffe. Jene berühmten, mit Recht geachteten Werke der viel jüngern Vorzeit, mögen noch ſo viele Vorzüge beſitzen, mögen mit den ſchätzbarſten Zierrathen prangen, die Einbildungskraft, Kunſtfertigkeit, Wohllaut gewähren, mögen noch ſo große Merkmale von Kenntniſſen und Geſchmack eines freigebildeten Volks an ſich tragen, welche Frucht der Zeit und des menſchlichen Strebens ſind, jene erhabenen Wahrheiten, welche den Menſchen die angelegentlichſten ſind, weil ſie Welt und Ewigkeit umfaſſen, ermangeln ihnen. — Entweder konnten oder durften ihre Urheber dieſe Lehren nicht vortragen, genug ſie fehlen ihnen. Daher ſind ſie auch unfähig, die Gemüthserregungen zu erſchaffen, die Empfindungen der Religioſität zu erregen, welche die Seele in ſolche Flammen ſetzen, wie es die Reden Moſes, der andern Propheten und die Pſalmen vermögen. Für ſolche überſtrömende, das Gemüth tief ergreifende Gefühle, ſind die Gegenſtände nicht geeignet, welche profane Schriftſteller behandeln; gegen jene bleiben ſie trocken und kalt.

Offenbar aber wird die Herrlichkeit und die Würde jener Vorträge durch die Vorſtellung um ein Großes erhöhet, daß ſie, abgeſehen von der Ehrwürdigkeit, die das Alterthum giebt, aus dem Munde ſolcher hocherhabener Männer uns zuſtrömen; aus dem Munde des größten Geſetzgebers und Volksführers der Vorwelt, des tapferſten

Königs und des weiſeſten Fürſten jener Zeit, aus dem Munde der von Gott begeiſterten Propheten und Weiſen der vergangenen Jahrhunderte. Muß dieſes nicht die Wirkung ihrer Reden und Ermahnungen ungemein verſtärken und erheben? Noch mehr, es iſt unläugbar und liegt in den geheimſten Falten des menſchlichen Gemüths, daß ſelbſt bey denjenigen Wahrheiten, welche nicht den Charakter der Gottlichkeit und Heiligkeit tragen, wenn ſie nur von großer Wichtigkeit für das reelle und geſellſchaftliche Leben ſind, es nichts weniger als gleichgultig iſt, von wem ſie öffentlich gelehrt und verbreitet werden. Ja gewiſſe Lehrſatze können ſo gewöhnlich, ſo alltäglich geworden ſeyn, daß wir von ihrer Aufſtellung gar keinen beſondern Eindruck erwarten, und welche dennoch, aus dem Munde gewiſſer Männer vernommen, ergreifend erſchüttern, und das Gemüth in eine angenehme Rührung verſetzen - Ein Beyſpiel wird genügen. Die Lehre: „ein Landesfürſt, dem die Vorſehung die Wohlfahrt eines großen Reichs anvertraut hat, iſt immer nur der erſte Diener des Staats." Dieſer Lehrſatz, ſo allgemein bekannt und anerkannt, mit welcher rührenden Dankbarkeit, mit welcher Verehrung vernehmen wir ihn, wenn er dem Munde des großen Friedrichs entſtrömt, dem Landesfürſten entſtrömt, der ſo gewiſſenhaft das erfüllt was er lehrt. Und das Nämliche gilt von allen wichtigen Wahrheiten, wenn ſie uns auch, wie die wohlthätige Wirkſamkeit des Sonnenlichts, alltäglich und gewöhnlich geworden ſind. — An welchen feinen unſichtbaren Fäden hangt die Organiſation unſrer Seele!

2.

Ueber Mendelssohn,

seinen Charakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten.

Ein Fragment.

Daß der Verewigte für uns ein großes Muster und Vorbild war, und es unsren Nachkommen bleiben wird, daß wir ihn, als Religionsgenossen und Menschen, wol verstanden, bedarf keines ausführlichen Beweises; wohl aber bedarf es einer nähern Andeutung des Wie und wie viel. Ein Bild von ihm, auch das einfachste und getreuste, wenn auch von keiner Meisterhand geschildert, wird immer belehrend und erquickend bleiben. Sein Leben lehrte. Sein fleckenloser Charakter bedarf keiner Verbergung der Schwächen, seine Tugenden keiner Verschönerung, seine Liebenswürdigkeit keine Nachhülfe durch Redeschmuck. Damit wird aber nicht geläugnet, daß er zu unsrer Gattung gehörte, daß er ein Mensch und kein Engel war. — Aber auch der innigste und strengste Freund darf mit Sicherheit die Fackel in sein Inneres halten, die Hand wird ihm nicht zittern. Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde, — er hatte Freunde unter allen Confessionen, auch unter Katholiken, — alle seine Zeitverwandte, die ihn näher kannten, durchaus einig. Das beweisen selbst die Wenigen, welche verlaut genug waren: Schade um die schöne Seele! auszurufen. — Aber auch die Männer von entschiedenem Verdienst unter seinen Mitbrüdern, die unmittelbar nach ihm auftraten und den Pfad verfolgten, den er gebahnt, bekennen einstimmig und bekennen mit Freuden, daß alle Bildung des Geistes, alle wahre Aufklärung der Israeliten von ihm, wenn auch nicht zuerst ausging, — denn vieles war Wirkung von des Einzigen weiser Regierung —

thun doch zum gröſsten Theil verdankte. Diejenigen, die ihn nicht perſönlich oder genau genug kannten, noch mehr die, welche zu nachtretenden Männern nach ſeinem Tode gereift ſind, ſcheinen zu glauben: er habe für ſeine Mitbrüder mehr thun können, er ſey in ſeinen Aeuſſerungen zu ſchüchtern geweſen. Allein ihr Urtheil iſt durchaus ungegründet und zu voreilig. Dieſe Männer verſetzen ſich nicht in die Zeit, wo er zu wirken anfieng, kennen ſeine Lage, ſeine Verhältniſſe, ſelbſt ſeine körperliche Beſchaffenheit nicht genug; er war zu keinem Kunſtringer — wie er ſelbſt ſagt — weder im phyſiſchen noch im moraliſchen Sinne gebohren. — Mit eben dem Grunde könnte man den Rieſen Franklin tadeln, daſs er die Feldherrn-Talente des andern Rieſen Waſhington nicht beſaſs. Der groſse Mann wird freylich gebohren, aber die Ausbildung des Geiſtes und ſeine Wirkſamkeit iſt von der Zeit, der Erziehung und tauſend andern Umſtänden abhängig. Die innere Kraft ſeiner Leiſtungen, ſo wie ihre Ausdehnung, iſt nicht zu berechnen; denn ſie erſtreckte ſich ſelbſt auf ſeine Mitbrüder im Auslande; ſelbſt in Polen entzündete ſeine hebräiſche Gelehrſamkeit gleich einem elektriſchen Schlage, die fähigen Köpfe. Sachkundige wiſſen, welch eine Maſſe von Lichtſtoff in dem Geiſt dieſer unſrer ſo ſehr vernachläſsigten Mitbrüder ruht. — Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich, aber in ihrer Allgüte dürfen wir vertrauensvoll hoffen, daſs früher oder ſpäter auch da die Strahlen der Sonne ſich ſammeln und die Eisrinde ſchmelzen werde, welche die Funken theils verbergen, theils zurückhalten. In dem Theile, der unter preuſſiſchen Scepter ſteht, verlauten ſich bereits Streifen der Morgenröthe, und in dem erſtandenen Polen regiert Alexander. —

Eben ſo wenig kann es dem blödeſten Auge entgehen, daſs M's Gelehrſamkeit allein die Verbreitung des Lichts mit dieſer Weisheit nicht hervorgebracht haben würde, wenn ſeine hohe Sittlichkeit nicht Achtung, Gerechtigkeit und Liebe erſt für ihn, dann auch für unſeren Heiland

für ſeine Mitbrüder dem Nebenmenſchen und Mituntertha-nen gleichſam abgezwungen hätte. Das geſellige Verhält-niß zwiſchen Nichtjuden und Juden in unſern Gegenden iſt ganz ſein Werk, und mußte unausbleiblich durch ſeine Perſönlichkeit erfolgen. Kein Jahrhundert war ſo arm, daß ſich nicht einzelne Männer unter uns durch Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Talent ausgezeichnet hätten, aber ſie ſtan-den einſam, allein, ohne Aufmunterung, oft gedrückt und verfolgt, wenn auch nicht immer von Menſchen, doch von Lage und den Umſtänden; (ein unſichtbares, für die Wahr-heitsliebe wahrlich! um ſo gefährlicheres Uebel) und trenn-ten ſich von ihren Gemeinden. Indem ſie mit dem Aus-ſcheiden ihre Nahmen änderten, konnten ſie freilich auch nicht mehr die Judenheit verherrlichen. Für dieſe war, wenn auch nicht der einzelne Menſch, doch der Ruf ver-loren. Wie viel Männer von Bedeutung wären hier zu nennen! wie viel ſitzen noch zu unſern Zeiten auf Lehr-ſtühlen mit Ruhm, wie viel bekleiden Staatsämter, welche, wenn auch nicht ſelbſt in dieſer Religion geboren, doch un-mittelbar von Iſraeliten abſtammen!*)

Alſo, wie geſagt, der albernſte ſo wie der bösartigſte Judenfeind, ſprach ihnen Geiſtesfähigkeiten nicht ab, man übertrieb ſie vielmehr, und klagte bitter über den Mißbrauch, den ſie davon machten, aber darüber war man einig, daß kein moraliſcher Sinn ſich bey ihnen entwickeln könne. Ja, man trieb den Frevel ſo weit, daß in den Göttingſchen gelehrten Anzeigen ein Recenſent gegen Leſſings Schau-ſpiel: die Juden, den Satz aufſtellte: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben! — Mendelsſohn erſchien. — Kann dieſer Judenbur-

*) Es wäre eine intereſſante, einem Iſraeliten zu empfeh-lende literariſche Arbeit, ein Verzeichniß von Ex Judeis anzufertigen, die nur in den letzten drey Jahrhunderten die Republik der Wiſſenſchaften mit Schriften bereichert haben. An Quellen dürfte es nicht fehlen. Man müßte mit dem großen Kanzler Michel de L'hopital anfan-gen, und mit dem berühmten Leibarzt Marcus, mit Uebergehung aller Lebenden, endigen. —

ſche, ohne Erziehung, ohne andre Bildung, als die aus der Kraft ſeines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, ſich zu dieſer eminenten Höhe der Sittlichkeit emporſchwingen; kann er in ſeiner Seele Gottesverehrung, Gottergebung und Menſchenfreundſchaft vereinigen, warum nicht mehr und andre Jünglinge dieſes Volks? — Dieſe Frage drang ſich unwiderſtehlich auf, „das Beiſpiel dieſes Jünglings, beweiſt es nicht unwiderſprechlich, daß durch Anleitung, Erziehung und Bildung, die ganze Maſſe der Judenheit zu brauchbaren Menſchen und endlich zu nützlichen Bürgern umgeſchaffen werden könne?" dieſe zweite Frage war die Folge der erſten. — Vernunft, Erfahrung, Beyſpiel andrer Völker, Menſchenliebe, die wahre, ächte, unverſchleierte, heilige Religion, ſprachen dafür. Dieſe Gedanken reiften in der Seele der edlen Staatsmänner, wenn auch nur langſam unter der Herrſchaft des weiſeſten Fürſten, bis ſie unter der Regierung des Tugendfreundes zur ſchönen Frucht gediehen: die Fragen wurden bejahend beantwortet, und die Sache der Menſchheit entſchieden. Nur herzloſe Weſen, theils aus Unkunde, theils aus Neid, wagen es noch zu unſren Zeiten: Nein! Nein! zu kreiſchen; ſie werden aber nicht gehört. Ihre Stimme wird verhallen, und endlich wird man ſich ſelbſt der Zweifel eben ſo ſchämen, wie ſchon gegenwärtig jeder Dorfpfarrer ſich ſchämt, jenem Göttingſchen Recenſenten nachzuſprechen.

Wir können nicht ohne den gerührteſten Dank gegen die Vorſehung, die Erſcheinung dieſes Mannes betrachten, der wie ein leuchtender Stern in den Tagen des glorreichen Friederich uns aufging. Die Umwälzung der Ideen bey den Beſchützern, ſo wie bey den Beſchützten, verdanken wir ihm, und in dem ganzen cultivirten Europa ward er das Hauptwerkzeug des moraliſchen Erwachens der Iſraeliten aus dem tiefen Schlafe. Ein zweyter Moſes erlöſete er ſie aus einer der Aegyptiſchen ähnlichen Sklaverey, führte ſie in das Land des Lichts und der

Trübsal, und entnahm die Binde ihren Augen, die Fesseln ihren Händen. Sein Andenken darf nie unter uns erlöschen!

Was von unsrem Weltweisen äußerlich in der großen Welt geglänzt; was er, als deutscher Schriftsteller, als Mitbürger der Literatur, als Schreiber der wahren Kritik geleistet hat, gehört nicht zu unsrem Gegenstand. Die Preisvertheiler seiner Zeit, haben ihm manche Krone zugetheilt, und sein Rang unter den Gelehrten jener Epoche wird ihm unverkümmert bleiben. Aber so viel ist unläugbar, alle Spenden seines Geistes wiegen das Vermögen nicht auf, das er sich um seine Mitbrüder mittelbar und unmittelbar erwarb. In einem häuslichen Denkmale, das einer seiner dankbaren Schüler ihm gesetzt hat, stehen die Worte auf einem Sarcophag eingezeichnet:

Moses Mendelssohn
Unter Allen selten,
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dieses gilt vorzüglich seinem Herzen, und in dieser Einfalt wird diese Inschrift ewig wahr bleiben. — Von der Vorsehung zu seiner Bestimmung gewidmet, war er mit Seelen- und Gemüthsgaben ausgestattet, wie sie selten den Menschen zu Theil werden. Beyde erwärmten mehr, als sie blendeten, leuchteten mehr, als sie glänzten, und eben diese Eigenschaften waren Ursache, daß sein Wirkungskreis sich immer mehr erweiterte, und sein Beyspiel so lehrreich wurde. — Sein reiner moralischer Sinn, seine ächte, ihm so natürliche Bescheidenheit, sein Anerkennen jedes, auch des kleinsten Verdienstes, verbunden mit wohlgeordneten und gründlichen Kenntnissen, und einem geläuterten, gleichsam angebohrnen Geschmack, versammelte zuerst die Nichtsachten um ihn. — Die erste Empfindung, die er hervorbrachte, war Erstaunen, ganz wie dieses bey jeder unerwarteten Erscheinung zu seyn pflegt. Ein Jude, der Griechisch und Latein las und reines Deutsch sprach,

war, zu ſeiner Zeit, ein nie geſehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung ſetzte ſich in Bewunderung, und ſo wie man die Verbindung der Verſtandescultur mit dem moraliſchen Sinn in ihm kennen lernte, verſchmolz alles in Zuneigung und Liebe. — Die Hochachtung, die er ſich bey den verſchiedensten Claſſen, vom Fürſten bis zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu ſeiner redlichen Wahrheitsliebe iſt Weltkundig. Weniger bekannt, aber eben ſo merkwürdig als wahr iſt es, daß ein Prediger evangeliſcher Religion mit Zutrauen zu ihm kam, und ihm ſeine mannichfaltige Skrupel vorlegte. Mit weiſem Ernſt belehrt, und durch ſanfte Vorſtellungen beruhigt, ging der Confirmand von ihm, und legte ſein geiſtliches Amt nicht nieder, wie er Willens geweſen war. Vielleicht iſt dieſes Beyſpiel von beiden Seiten ohne Beyſpiel.

Von dem Gemüthe ſeines Wandels und der Harmonie aller ſeiner Handlungen, konnen nur diejenigen urtheilen, die ihm nahe genug ſtanden und zugleich das Intereſſe hatten, ſein Wirken mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Nur dieſe konnten ſich alle Räthſel löſen, und von der Uebereinſtimmung ſeiner Grundſätze ſich überzeugen.

Mehrere ſeiner vertrauten Freunde machten ſich dieſe Aufgabe, theilten ſich Beobachtungen und Bemerkungen mit, und immer erſchien er ihnen in dieſer Hinſicht als ein unerreichbares Muſter. Alles, ſelbſt das anſcheinend Widerſprechende in ſeinem Betragen, im Allgemeinen und im Einzelnen, löſete ſich in Einhelligkeit auf, war entweder der Klugheit oder ſeiner eigenthümlichen Empfindungsweiſe gemäß. Alles erklärte ſich aus ſeiner Bildung, aus ſeiner Lage, aus dem Standpunkte, den er ſich gewählt hatte, ſelbſt was man nicht billigte, konnte man wenigſtens nicht tadeln. Die ſtille Thätigkeit, die alles Aufſehen vermied, und die Bedächtſamkeit, mit welcher er ſeinen Plan verfolgte: wer darf ſich unterfangen, darüber abzuſprechen? —

Seine ächte Religioſität, füllte oft ſeine Augen mit Thrä-

nen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein Antlitz ward glänzend-heiter, wenn sie auch bey ihnen Rührung hervorbrachten: seine Frömmigkeit war weder kalte Berechnung, noch viel weniger Heucheley. — Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, wie er selbst gestand; und ihre Unterdrückung kostete ihm große Anstrengung. Er hatte Hang zur Satire, und konnte in seinen Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst, oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner wenigen Freunde weg*). Hingegen war sein Vertrauen zu der Macht der Wahrheit uneingeschränkt und unerschütterlich. Heuchelei und Menschenfurcht waren gleich weit von ihm entfernt, so behutsam er übrigens, durch seine Lage aufgefordert, den Weg seiner Bestimmung verfolgte. Hierin glich er seinem hochverehrten Freunde, den er bis an sein Lebensende als Lehrer und Muster anerkannte. Lessings Grundsätze waren ihm in dieser Hinsicht Orakelsprüche**). „Ich weiß nicht — sagt dieser irgendwo — ob es Pflicht ist,

*) Ein Beyspiel ist wichtig genug um angeführt zu werden. Der Ritter Michaelis hatte ihn angeklagt: er habe alle Bücher Englands in der Schrift: Jerusalem, als Meineidige gebrandmarkt: und hatte dieses, wie er selbst gesteht, nach London geschrieben. Darauf konnte M. nicht schweigen, besonders da es wider Besseres wissen wie der Angeklagte anführt, geschehen war. M's. Vertheidigung ist bitter und heftig, wie man sie auf eine so hämische Beschuldigung erwarten konnte. Er war so gereizt, daß er sich die Worte entfahren ließ: freylich erscheinen mir, dem Juden, die neun und dreyßig Glaubens-Artikel der engländischen Kirche, wie neun und dreyßig Geißelschläge der Sprache. — Auf ein bloßes Kopfschütteln eines praktischen Freundes, dem er die Handschrift den Tag nach der Abfassung zu lesen gegeben, sagte er mit sanften Lächeln: „ich merke schon was Ihnen mißfällt, Sie haben Recht," und strich die fatalen Worte weg. — Der Ritter erschien nach der ersten Absendung nicht weiter auf dem Kampfplatz.

**) Siehe Fragmente z., wo M. sein Herz über den erlittenen Verlust dieses Freundes ausschüttet.

„iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, wenig-
„ſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche Tugen-
„den, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können.
„Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren
„will, ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhal-
„tung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft zu lehren, und die
„Gaben welche dazu gehören, ſtehen in unſrer Gewalt.
„Wer die nicht erworben, oder wenn er ſie erworben,
„nicht brauchen will, macht ſich um den menſchlichen
„Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er große Irrthümer
„uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorbehält, und
„mit einem Mittelding von Wahrheit und Lüge uns
„befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto
„kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit. Dahingegen
„der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit
„entfernt halten kann, je ſchwerer es uns einleuchtet, daß
„es Irrthum iſt.“ Daher war auch von der Heuchelei
und der Zweizüngigkeit, vorzüglich in der Religion, ſo un-
gemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frey
handelte, ſuchte er, wenn der Schritt geſchehen war,
Entſchuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen ver-
achtete er. Auch das war in dem Sinn ſeines Lehrers.
„Der Mann, der bey drohenden Gefahren — ſagt dieſer —
„der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr
„lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue,
„um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt,
„die Wahrheit unter allerley Larven und Masken an
„den Mann zu bringen, der mochte wohl ihr Kuppler
„ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen. Ich wüßte
„kaum etwas Schlechteres, als einen ſolchen Kuppler
„der Wahrheit.“

Seine Verfahrungsart: auf der einen Seite ſtreng auf die Vorrechte der Vernunft zu halten, auf der andern keinem ſeiner Mitbrüder ein Aergerniß zu geben, wurde nur von den Wenigen ſeiner vertrauten Schülern ganz begriffen. Er ging ruhig ſeinen Gang, und vermied gern

alle Collisionen. Da er kein öffentliches Amt verwaltete, so hatte er nicht nöthig, sich gegen die sogenannten Frommen, oder gegen die sogenannten Freydenker zu vertheidigen. — Im vertraulichen Zirkel, wenn die Rede auf Reformen kam, rief er dem Feurigen, Raschen oft zu: Nichts übereilen! viel öfterer noch dem Besorglichen oder Aufgebenden: Nicht verzweifeln! alles hat seine Zeit und Stunde unter der Sonne. Nach diesen Maximen wirkte er, stets heiter, ruhig und Gottvertrauend. — In seinem hebräischen Commentar zum Prediger (קהלת), den er, ohne sich als Verfasser zu nennen, zum Besten lehrbegieriger Schüler herausgab (so heißt es auf dem Titelblatt), wagt er es, diesem alten Werke eine neue Eintheilung zu geben, und in der Vorrede, mit einer Eleganz, die auch seinem orientalischen Styl eigen war, seinen Lesern zu sagen, daß er bey seinen Erklärungen auch nichtisraelitische Bemerkungen genützt habe. „Was ich in den Commentarien der nichtisraelitischen Schriftsteller Gutes gefunden, — dieses ist sein buchstäblicher Ausdruck — habe ich als Hebe vor Gott herausgehoben: es soll heilig seyn." Dieses war zu dieser Zeit eine überaus freymüthige Aeußerung. In seiner gehaltreichen Vorrede zum Pentateuch, ging er, und mit Nennung seines Nahmens, einen bedeutenden Schritt weiter, und empfahl seinen Mitbrüdern das Studium des sehr gelehrten aber auch sehr freysinnigen Werks des Hofraths Eichhorn in Göttingen, und dessen „Einleitung in das alte Testament." Ein Werk, welches eine Quelle der Erkenntniß und der Aufklärung für die studirende Jugend ward, und sie auf das ächte Studium der heiligen Urkunden überhaupt leitete. Sonderbar genug war die Erscheinung, daß wenn auf der einen Seite er den feurigen muthigen Jünglingen in den Erklärungen zu den 5. B. Moses, zu leise auftrat, seine innigen vertrauten Freunde für seine Kühnheit zitterten*).

*) Um diese Aeußerungen richtig zu beurtheilen, muß man sich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ver-

Aber auch von dieſen wenigen Eingeweiheten ruht der Mehrtheil mit ihm im kühlen Schooße der Erde. — — Wenn ihre Tugend ſie in ſeine Umgebung geführt hat, wenn ſie nun, überzeugt von der Unſterblichkeit, die er hienieden mit ſo vieler Wohlredenheit lehrte, mit ihm in jenen ewigen Gefilden fortdauern, wenn ſie nun fortfahren mit ihm nach Wahrheit zu ringen, um nach ſeiner Lehre in ihrer Erforſchung die erwartete Seligkeit zu finden; wie iſt ihr Loos ſo beneidenswerth! — Wie erleichtert dieſer gottſelige Gedanke den Uebergang in die ewige Wohnung der Wahrheit und des Friedens! —

Nach dieſem unwillkührlichen Ausbruch der Empfindungen bey der lebhaften Erinnerung eines dankbaren Schülers an einen unvergeßlichen Lehrer und Freund, der ſeinen Umgang funfzehn volle Jahre faſt täglich genoſſen hat, ſey vor der Hand auch dieſes Bruchſtück geſchloſſen. —

D. J.

ſetzen. Was gegenwärtig tagtäglich geſchieht, und nicht das mindeſte Aufſehen erregt, galt damals noch für eine Kühnheit und Freyheit ohne Gleichen. — Die Entfernung der jüdiſchen und chriſtlichen Glaubensgenoſſen war noch ſo groß, daß in Berlin die achtungswürdigſten und Vorurtheilsfreyſten Geiſtlichen Anſtand nahmen, mit unſrem Weltweiſen in eine nähere und freundſchaftliche Verbindung zu treten. Sie ſchätzten ſich gegenſeitig ſehr hoch, aber ſahen ſich ſelten und gleichſam verſtohlen. Wem ſoll das nicht unglaublich ſcheinen, und doch iſt es ſtrenge Wahrheit. — So ändern ſich die Zeiten!

3.

Fragment

eines Briefes von Mendelssohn

an den Prof. Dieterich, wenige Wochen nach dem grossen Lessing's Tode, der den 15ten Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unserm Verluste, von der grossen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verlohren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheinet mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verlohren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bey jeder Handlung, die ich vorhatte, bey jeder Zeile, die ich schreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischet; so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht getzig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Gaben mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unter-

ſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Allmoſen ausſpenden; ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. —

Alles wohl überlegt, mein Freund, iſt Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geſchieht eigentlich nichts zur Unzeit; ſondern auch in unſrer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmeſſer hat, zu rechter Zeit. Fontenelle ſagt von Kopernikus: er machte ſein neues Syſtem bekannt, und ſtarb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb Nathan den Weiſen, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſern ſinnlichen Augen völlig entzieht — und dies that er. — Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. — Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte, hatte ich Gelegenheit ihm zu ſchreiben: er ſolle ſich nicht wundern, daß der große Haufe ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werks verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er iſt in der That mehr als Ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte zuvorgeeilt. — —

4.

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre.

(Nach den Begriffen des Verfassers: über den Patriotismus*)

Man ist gewohnt, in der eingeführten Volks- und Kinderlehre, das Zeitliche dem Ewigen, dieses Leben der Zukunft, die jetzige Wohlfahrt der Seligkeit allzusehr entgegen zu setzen. — Als wenn uns dieses Zeitliche von der Vorsehung nur beschieden wäre, um zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit wir es aufopfern würden. — Gleichwohl ist dieses Zeitliche ein Theil der Ewigkeit, und mit ihr aus Einem Stück. — Der Mensch ist zwar von ewiger Dauer, allein ihm wird niemals mehr als ein Itzt zu Theil. Er lebt und genießet immer nur in dem Zeitlichen, niemals in dem Ewigen. Er ist in dem Zeitlichen der Glückseligkeit fähig oder — niemals. Es ist wahr: So oft das zeitliche Wohl mit den Folgen für die Fortdauer nicht bestehen kann, ist die Aufopferung Tugend. Aber das Verdienstliche dieser Tugend besteht nicht in der Verachtung des Zeitlichen, sondern in der Bereitwilligkeit, höhern Pflichten den Vorzug zu lassen. Ja, das Verdienst ist desto größer, je wichtiger uns das Zeitliche ist, das wir in Collisions-Fällen aufzuopfern bereit sind.

Religion und Staat, Weltklugheit und Gottseligkeit, Sophisten und Schwärmer haben diese Objecte entgegengesetzt. — In den Augen des Weltweisen, sind sie, wie das Nützliche und Gute, derselbe Begriff in verschiedenen Verhältnissen betrachtet. — Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre. Die Staatsklugheit, die der wahren Religion zuwider handelt, ist Thorheit; untergräbt die Wohlfarth der menschlichen Gesellschaft, anstatt sie zu befestigen.

In der endlosen Laufbahn, welche die Vorsehung einem

*) Wahrscheinlich des Ministers von Zedlitz.

jeden Menſchen vorgezeichnet hat, macht das Leben hienieden, der Zeitraum, den das Individuum hier auf Erden zubringt, eine Epoche. Die Merkmahle dieſer Epoche ſind: Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten in dem geſellſchaftlichen Leben und durch daſſelbe.

Ohne geſelliges Leben iſt der Menſch eine Knospe, die kein Sonnenſchein zum Aufbrechen begünſtiget. Der Keim erſtickt zwar nicht und bleibt einer künftigen Vegetation vorbehalten. Allein diesmal welkt ſie hin, ohne ihre verborgene Schönheiten auszubreiten. — Auch der Vogel, der in einem Käfige ſtirbt, iſt von der Natur zum freyen Herumfliegen beſtimmt geweſen, und hat dazu die Flügel bekommen.

Entwickelung unſrer Kräfte und Fähigkeiten durch das geſellſchaftliche Leben iſt alſo auf Erden unſre Beſtimmung, der Endzweck unſres Hierſeyns, der Wille Gottes, unſre Glückſeligkeit; alſo Hauptgrundſatz in der Sittenlehre der Religion und der Vernunft, in der Politik, in der Pädagogik, in dem gymnaſtiſchen Theile, der den Körper und die Geſchicklichkeit deſſelben angehet ſowohl, als in dem muſikaliſchen Theile, der die Seele und ihre Fähigkeiten ausbilden lehrt. — Das ganze Leben des Menſchen iſt Erziehung. — Der Knabe wird in der Schule zum Mann; der Menſch in dieſer Welt zu einem höhern Weſen erzogen. Theologie und Politik enthalten die Vorſchrift dieſer großen Erziehung. Sie arbeiten beyde nach einem Plan, oder verderben ſtatt zu vervollkommnen.

Es iſt wahr, die Verbindung der Politik mit der Religion, iſt einem unſeligen Mißbrauche unterworfen, und das menſchliche Geſchlecht hat lange genug die Marter empfunden, die ein ſolcher Mißbrauch zur Wirkung gehabt. Locke ſelbſt hat geglaubt, dieſen Mißbrauch nicht anders verhüten, und das edelſte Kleinod des Menſchen, die Gewiſſensfreyheit nicht anders ſichern zu können, als wenn er die Idee eines Staats bloß auf das Zeitliche einſchränkte, und ihn völlig von allen Eingriffen in die

Meinung der Menschen, hinsichtlich ihrer künftigen Seligkeit, zu entfernen. — Er lebte in einer Zeit, in welcher die wahren Begriffe von Duldsamkeit noch nicht aufgeklärt genug gewesen; um nicht auf die eine abschüssige Seite des Vorurtheils zu wanken, mußte man auf die entgegengesetzte einlenken. Aber es war doch immer Abweichung von dem Wege der Wahrheit. — Wir leben, Dank sey der ewigen Vorsehung, in solcher Zeit, und in einem solchen Staate, in welchem wir aus Furcht vor dem Vorurtheile der Wahrheit nichts vergeben dürfen. —

Der vollkommenste Staat wird also derjenige seyn, in welchem die Menschen durch öffentliche Vorkehrungen am fähigsten werden, ihrer Bestimmung treu zu bleiben, das ist: dem Willen Gottes und dem Wege seiner Vorsehung gemäß, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden, sich zu vervollkommnen. Die Glückseligkeit des Staats besteht nicht in der Volksmenge, nicht in Reichthum, nicht in der Macht, nicht in Freyheit, auch nicht in der Einigkeit allein, sondern in allen diesen zusammengenommen; weil alles dieses Mittel sind, die Menschen auf dem Wege der Natur zu ihrer Bestimmung zu führen.

Der Endzweck der Natur ist Entwickelung der Kräfte. Jedes Bedürfniß hört mit der Befriedigung auf, dringend zu seyn. Jede Federkraft wird losgespannt, indem sie sich entwickelt. Daher der beständige Kreislauf in den Weltbegebenheiten, die unaufhörlichen Umwälzungen der Staaten und ihrer Schicksale. Die Abänderung selbst ist der Bestimmung des Menschen gemäß, ist Endzweck der Natur. — Die Erziehungsanstalt bleibt mit geringer Veränderung eben dieselbe; indem erwachsene Zöglinge in die große Welt übergehen, und jüngere an ihre Stelle kommen.

Jede Staatsverfassung, die schlimmste selbst nicht ausgenommen, begünstiget gewisse Triebfedern der menschlichen Natur, und setzet sie in thätiges Spiel; so wie jede Lage des menschlichen Körpers gewisse Muskeln in eine freyere Bewegung setzt. — Nur durch beständige Abwechselung

der

der Lage und Stellung wird der menſchliche Leib vollkommen ausgebildet. — — Die Glieder eines Staates haben mannichfachen Willen, mannichfaltige Kräfte. — In der Vereinigung derſelben zum allgemeinen Beſten beſteht die Vollkommenheit der Regierung. Aus den verſchiedenen Nuancen, in welchen ſich dieſe Mannichfaltigkeit und Einheit einander einſchränken und abändern entſpringen die verſchiedenen Regierungsformen.

Die Monarchie ſchränkt die Mannichfaltigkeit ein, um deſto größere Einheit zu erhalten. Sie legt dem Willen der Glieder einen Zwang auf, und ſchränkt den freyen Gebrauch ihrer Kräfte ein, aber zum Beſten der Vereinigung. Die Republik ſieht mehr auf die Mannichfaltigkeit, und ſetzt ihr die Einheit nach. — Sie erhält den Willen der Glieder bey mehrerer Freyheit, aber mit einigem Verluſt auf Seiten der Vereinigung. — Der Deſpotismus vernichtet die Mannichfaltigkeit unter dem Schein der vollkommenſten Einheit. Aber nur unter dem Scheine, denn, indem er den freyen Willen der Glieder völlig vernichtet, hört der Staat auf, eine Vereinigung moraliſcher Weſen zu ſeyn, und man erhält ein phyſiſches Ganze, ſtatt eines ſittlichen Syſtems. — — Die Anarchie löſet die Einheit auf unter dem Schein der vollkommenſten Mannichfaltigkeit, das iſt: der uneingeſchränkteſten Freyheit der Glieder; aber wiederum nur unter dem Scheine. — Eine Freyheit, die nicht zum allgemeinen Beſten abzielet, iſt ungebundne Freyheit.

Der Wille aller Glieder iſt in der Monarchie dem Willen des Monarchen, und im deſpotiſchen Reiche der Willkühr des Deſpoten unterworfen. — Der Wille hängt von der Vernunft und ihren Geſetzen ab. Die Willkühr wird von Laune und Eigenſinn gelenkt. — Der Monarch herrſcht durch allgemeine Geſetze; der Deſpot durch einzelne Eingebung der Laune, durch Machtſprüche. Je nachdem in einem Staate die allgemeinen Geſetze mehr oder weniger durch Machtſprüche gehemmt und in ihrer

Wirkung gehindert werden, deſto mehr oder weniger neigt ſich eine monarchiſche Regierungsform zum Deſpotismus. Ein vollkommner Deſpotismus im Staat, in welchem alles nach Willkühr Eines Menſchen, nichts nach allgemeinen Geſetzen geſchieht, iſt in der Natur unmöglich.

Der Unterthan eines deſpotiſchen Staats iſt keines politiſchen Unterrichts fähig. — Alle Pflichten deſſelben laufen am Ende auf unbedingten Gehorſam hinaus, (wenn anders eine gleichſam phyſiſche Nothwendigkeit noch Pflicht zu nennen iſt). Seine Triebfeder iſt — Furcht, ſeine Rechte — eine Null.

Von dem monarchiſchen Unterthane wird auch Gehorſam und Unterwürfigkeit gefordert; aber nur gegen die Willensmeynungen des Beherrſchers, nicht gegen ſeine Willkühr, gegen die allgemeinen Verordnungen des einzigen Geſetzgebers im Staate, aber nicht gegen Machtſprüche, die nur einem Deſpoten entfahren können. — Die Geſetze des Monarchen heiſchen unbedingten Gehorſam; ſeine Perſon Liebe und uneingeſchränktes Zutrauen, ſeine Machtſprüche, höchſtens in unſchädlichen Fällen, kindliches Nachgeben. —

Dem geringſten Unterthan müſſen die Geſetze bekannt gemacht werden, denen allein er Gehorſam zu leiſten hat. Er muß von ſeinen Pflichten gegen jeden ihm Vorgeſetzten, auf eine ſeiner Faſſung gemäßen Weiſe unterrichtet werden. Wenn er aber ſeine Pflichten kennen ſoll; ſo muß er auch erfahren, was ſeine Rechte und Befugniſſe ſind, die ihm ſein Daſeyn werth machen, und ohne welche keine Pflichten Statt finden. — Pflichten ohne Rechte, Verbindlichkeit ohne Befugniß, gleichen einer Laſt, die ohne Kraft in die Höhe gehoben werden ſoll; eine Wirkung ohne Urſache.

Und der niedrigſte Stand iſt eines ſolchen Unterrichts fähig. — Hält man das geringſte Volk für würdig, es von ſeinen Pflichten gegen Gott und die Religion zu unterrichten — und was iſt der Menſch ohne dieſen Unter-

richt? — ſo muß es auch von ſeinen Pflichten gegen die Geſellſchaft, ſo wie von ſeinen Rechten und Befugniſſen belehrt werden können. — Der Mann, der von ſeiner Hände Arbeit lebt, muß ſeine Beſtimmung auf Erden wiſſen, und die Mittel erfahren, wie er durch das geſellige Leben derſelben Genüge zu leiſten hat.

Ohne Religionsunterricht iſt der Menſch ein reißendes Thier, ohne politiſchen Unterricht, ein verirrtes Lamm, das jedem reißenden Thiere zum Raube werden kann. — Iſt der gehörige Unterricht von Gott, der Vorſehung und von der Beſtimmung des Menſchen vorhergegangen; ſo folget zuförderſt die Lehre von den Pflichten gegen das Hausweſen.

Man zeige dem gemeinſten Manne, was für Rechte und Pflichten ihm als Vater, Sohn, Ehemann, Herr und Knecht zukommen. Er lerne einſehen, wie der Menſch ohne geſelliges Leben, keiner Glückſeligkeit, weder in dieſem noch in jenem Leben fähig ſey. — Die kleinſte Geſellſchaft erfordert Unterordnung. Es kann kein Hausweſen ohne Unterordnung beſtehen. Unterordnung erfordert Verſchiedenheit in Rechten und Pflichten; erfordert Geſetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorſam. Wehe dem Hausweſen, in welchem alle Glieder gleiche Macht, gleiches Recht und gleiche Verbindlichkeit haben!

Von dem Hausweſen läßt ſich mit geringer Veränderung die Anwendung auf den Staat machen. — Die Glückſeligkeit der Familien erfordert eine genauere Verbindung unter dieſelben zu einem allgemeinen Ganzen; zu einem Syſtem, in welchem ſie ſich vereinigen, ihre gemeinſame Wohlfahrt zu befördern. — Auch hier iſt die Unterordnung unentbehrlich. — Geſetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorſam, Verſchiedenheit in Ständen, Rechten und Pflichten, Mannichfaltigkeit in den Verhältniſſen der Glieder zum Ganzen, ſind die Bande, ohne welche das Gebäude in Trümmer zerfällt. — — Nach dieſer allgemeinen Einleitung ſondere man der Unterricht für das

Volk, mit dem Verfaſſer der Abhandlung über den Patriotismus, in die von ihm beſtimmten Claſſen ab.

Für die geringſte Claſſe. — Deutliche Aphorismen, Sätze ohne Beweiſe, höchſtens mit Stellen aus der Schrift belegt. Von Monarch und Unterthan, — Pflichten gegen die Obrigkeit — unbedingter Gehorſam gegen Geſetze, nicht gegen Perſonen. — Liebe und Zutrauen gegen Vorgeſetzte, — Befugniſſe und Rechte — des Menſchen — des Bürgers, — Sicherheit der Perſon und des Eigenthums — Gewiſſensfreyheit — Einfalt der Sitten dieſes Standes, — häusliche Ruhe — Unſchuld — Zufriedenheit. —

Für die mittlere Claſſe. — Sätze in wiſſenſchaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und der Vernunft unterſtützt, — Vortrag zur Wohlfahrt des Menſchen, — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künſte und Wiſſenſchaften auf die Glückſeligkeit des geſelligen Lebens überhaupt — des Staats insbeſondere. — Vergleichung der Regierungsform, — Vorzüge der vaterländiſchen Regierung — Liebe zum Vaterlande — bürgerliche Ruhe und Eintracht, — Verdienſt und Belohnung. —

Für die Claſſe der Edeln. — Dieſelbe Form des Vortrags. — Verbindung der Völker, — Pflichten und Rechte der Staaten gegen einander, — Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung — durch Geſetze und Handhabung der Gerechtigkeit, — durch kluge Anwendung der Macht, — Sicherheit des Staats, — Vertheidigung ſeiner Rechte, — Befugniß des Krieges, — Pflichten des Kriegsmannes gegen Vaterland — gegen Feinde — Aufopferung — Ehre und Nachruhm. —

5.

Unterhaltung mit Mendelssohn,

aus der Erinnerung nieder geschrieben.

Zweites Fragment.

Vorwort.

Schüler, im gewöhnlichen Sinn des Worts, hat mein unsterblicher Lehrer nicht gehabt. — Daß er liche Vorlesungen hat er nie gehalten. Vor seiner Verheirathung war er Handlehrer gewesen, und auch nachher hat er einigen Zöglingen Unterricht gegeben haben. Diese kann man aber nicht füglich Schüler eines Weisen nennen. — Im Jahre 1771, als ich ihn kennen lernte, hatte der von Lavater aufgeregte Streit bereits seine Endschaft erreicht: die allgemein gemißbilligte Aufforderung desselben war bereits zurück genommen, Mendelssohns weises und bescheidenes Benehmen anerkannt, und sein Ruf hatte bei der großen und gelehrten Welt ungemein zugenommen; seine Religionsverwandten im Allgemeinen waren aber noch nicht dazu geeignet, Antheil daran zu nehmen. Dazu kam, daß er gern alles Aufsehen vermied; aber nach dem Verdruck des Talmuds, jemehr er der Berühmtheit aus dem Wege ging, jemehr folgte sie ihm auf dem Fuße, wie sein Schatten. Er sprach indessen unaufgefordert nie von diesem Vorfall, weder mit Fremden, noch mit den Jünglingen und jungen Freunden, die seinen Umgang suchten: er schien ihn gern in Vergessenheit bringen zu wollen, wahrscheinlich, weil er heftig und zerstörend auf seine ohnedies geschwächte Gesundheit gewirkt hatte. — Als Hausvater lebte er sehr glücklich, mit dem äußern Benehmen eines Geschäftsmannes, ohne alle Ansprüche auf Auszeichnung oder Gelehrsamkeit. Er war Theilnehmer einer Seidenfabrik, leitete die Geschäfte

mit kaufmännischen Kenntnissen, und besaß als Fabrikant einen ungemein feinen Geschmack; selbst Frauenzimmer suchten seinen Rath bei Farbenwahl und Kleidung. — An Besuchen von Fremden, besonders Reisenden von Stande, fehlte es nicht; diese, so wie einheimische Künstler und Handwerker, die sich mit ihm berathen wollten, fanden ihn im Handlungsladen. — Aber gegen Abend, vorzüglich am Sabbath und an Feiertagen, kamen junge Männer von seinen Religionsgenossen zu ihm ins Haus, und kamen mit der bestimmten Absicht, sich zu bilden und zu belehren. Auch ältere Freunde und verheirathete junge Männer, die Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften erlangt hatten, fehlten nicht. In dieser Hinsicht kann man mit Zuversicht behaupten, daß er eine Menge Schüler hatte. Sie zerstreuten sich später in den Provinzen, in ganz Deutschland, im Oesterreichischen, in Holland, ja der Saame der bessern Kenntnisse und des reinen Wissens wurde bis nach Polen verpflanzt, und brachte grosen Segen, besonders nachdem seine Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen so allgemein verbreitet und geschätzt wurde. — Er hat einen weit größern Antheil an der Aufklärung und Bildung seiner Religionsgenossen, als man gewöhnlich glaubt, und es ist dankbare Pflicht, das Andenken davon bei seinem Volke zu erhalten. Aber ausser dem Nutzen, den er für die Zukunft schaffte, wie angenehm, anziehend und lehrreich war seine Unterhaltung! — Die Erinnerung an diese genossenen Stunden muß bei seinen Freunden und Schülern unaussprechlich seyn. Lange nach seinem Tode gewähren sie ein unerschöpfliches, mit Rührung untermischtes Vergnügen, welches die Seltenheit der Erscheinung nicht anders als erhöhen kann. Ueberhaupt wird der Werth des Umgangs mit auserwählten Männern erst nach reifern Jahren ganz nach Verdienst gewürdigt. — Während des Genusses nimmt das Gefühl der Heiterkeit und Zufriedenheit, welche die Unterhaltung gewährt; nimmt das frohe Bewußtseyn,

daß man unterrichteter wegzieht, als man gekommen ist, die ganze Seele in Aufruhr. Mit dem Eintritt ins höhere Alter, erwecken die Rückblicke in das vergangene Leben noch ganz andere Empfindungen, und dankbar erweicht sich das Herz, wenn das Bild des Ueberers lebendig vortritt, in wollüstige Zähren. Wie verschieden ist überhaupt die mündliche Belehrung eines hellsehenden Weisen von der kalten Buchgelehrsamkeit, die man in einsamer Kammer erwirbt! — Ich kann mich nicht enthalten, die Gedanken unsres Lehrers mit seinen eigenen Worten ins Gedächtniß meiner Leser zurück zu rufen.

„Die Ausbreitung der Schriften und Bücher," sagt er in seinem Jerusalem, „die durch die Erfindung der „Buchdruckerey in einem Jahrhunderte ins Unendliche vermehrt „worden sind, hat den Menschen ganz unglaublich „sen. Die ewige Umwälzung des ganzen Strudels der „menschlichen Erkenntniße und Meinungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar erspriessliche „Folgen für die Veredlung der Menschheit, einer von „der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken können; „indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hienieden werden kann, so manches Uebel nothwendig zur „Folge, das zum Theil dem Missbrauche, zum Theil auch „der nothwendigen Bedingung der Menschheit zuzuschreiben ist. — Wir lehren und unterrichten einander „nur in Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und „ergötzen uns durch Schreiberey. Der Prediger unterhält „sich mit seiner Gemeinde, er liest oder deklamirt ihr eine „aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem „Katheder liest seine geschriebenen Hefte ab. Alles ist „todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhaltung. — Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken „und vertragen uns in Briefen; unser ganzer Umgang „ist Briefwechsel, und wenn wir zusammen kommen, so „kennen wir keine andere Unterhaltung als Spielen und „Vorlesen. Daher ist es gekommen, daß der Mensch

„für den Menschen fast seinen Werth verloren
„hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht, denn
„wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles, was wir
„thun, ist, ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir
„etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken las-
„sen. — Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verlo-
„ren, denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Bü-
„chern, als jener aus Erfahrung. — Wohlverstanden
„oder übelverstanden, darauf kommt es nicht an; genug
„er weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es frei
„ser an den Mann bringen als der ehrliche Greis, den
„vielleicht mehr die Begriffe als die Worte zu Gebote ste-
„hen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es ha-
„für ein so erschreckliches Uebel halten können, daß de
„Jüngling sich erhebe über den Greis; oder w
„jener Strafe dem Staate habe den Untergang prophe-
„zeihen können, weil in einer öffentlichen Versamm lun
„sich eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig g
„macht hatte. — Wir brauchen des erfahrnen Mann
„nicht, wir brauchen nur seine Schriften, — mit eine
„Wort: wir sind litterati, Buchstaben-Menschen
„Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, u
„wir können kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich b
„den und vervollkommnen kann ohne Buch." —

Goldne, beherzigungswürdige Worte! Mögen
sie noch lange, noch oft nicht lesen und verste
sondern empfinden und zu Herzen nehmen. K
ren wir zu Mendelssohns Unterhaltung zurück. —

Unter seinen Religionsgenossen war damals die so
nannte Lektüre noch nicht ausgebreitet, und reelle Gele
samkeit noch seltener. Aber die wahre Wißbegierde w
bei mehreren jungen Männern aufgeregt. Sie strömt
zu ihm, wie sonst zu einem berühmten Rabbi. Kein
Jüngling war der Zutritt verwehrt, und die ächten J
ger der Weisheit konnten auf freundliche Aufnahme
Sicherheit rechnen. Das Gespräch leitete sich von s

ein, war leicht, ungezwungen und freimüthig. — Größtentheils betraf es Moral und Sprachkunde, hebräische Literatur, die israelitische Religion und ihre Grundlehren; nie talmudische Streitigkeiten oder unscheinbar gewordene Ritualgesetze. — Die Sophistereien der ersteren, die Geringfügigkeit und Kleinlichkeit der letzteren waren im gewöhnlichen Leben schon Gegenstände des Spöttlens geworden, aber dem ungeachtet in Mendelssohns Gegenwart enthielt man sich, ihrer im Ernst oder Scherz zu erwähnen. — Vorzüglicher Gegenstand der Unterredung waren Erziehungs- und Bildungsanstalten. Verbesserung des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache waren Mendelssohns Lieblings-Themata. — Dieses war das fühlbarste Bedürfniß der jüdischen Jugend. Oeffentliche Schulen und Gymnasien wurden von ihr damals noch nicht häufig besucht. Auch die Freischule existirte noch nicht. *) Nachdenkende Hausväter wollten aber nicht länger ihre Kinder polnischen Lehrern anvertrauen, und die Zeit nicht mit talmudischen Spitzfündigkeiten, die im bürgerlichen Leben nicht den mindesten Vortheil brachten, vergeuden lassen. Und die jungen jüdischen Privatlehrer, worunter sehr fähige Köpfe waren, die an ihre Stelle traten, die waren es eben, die mit Eifer Mendelssohns Meinungen und Rathschläge vernehmen wollten. — Der Weltweise sah es gern, daß die jungen Männer vorzüglich über diese Materien mit einander stritten. Von der Erziehungs- und Unterrichtskunst hatten sie höchstens einige Theorie sich erworben; aber alle diese Jünglinge waren geübte Ringer und Kämpfer, denn alle ohne Ausnahme waren, wie Mendelssohn selbst, durch das Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, und hatten durch

*) Die Freischule ward 1778 gestiftet. Der unvergeßliche Münchhausen verwendete sich für sie mit großem Eifer. Das „Lesebuch für jüdische Kinder" jetzt und mit Recht vergessen, machte damals als eine unerwartete Erscheinung bei christlichen Gelehrten eine gegenwärtig unbegreiflich scheinende Sensation.

Uebung Scharfſinn und Witz erwerben, Eigenſchaften, welche heut zu Tage [illegible] ſelten werden. — Zu [illegible] ſeinen ſeinen ſeinen

wie es gemeiniglich der Fall iſt; ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden. — Wie vergnügt gingen dann die Unterredenden aus einander, und drückten ſich brüderlich die Hände! Keiner war beſiegt, oder gar beſchämt worden; auf Jedes Antlitz glänzte Zufriedenheit, Genuß wohl angewandter lehrreicher Stunden, und in dieſem ſeligen Gefühl freuete man ſich auf die künftige Zuſammenkunft, wie auf ein Seelenfeſt. — Die Jünglinge, die zu Männern gereift ſind, und denen gegenwärtiges zu Gehör kommen ſollte — leider! ſind deren nur ſehr wenige — werden die Wahrheit dieſer und der folgenden Darſtellungen bezeugen, und vielleicht ausrufen: ſie ſind dahin, die glücklichen Stunden! Wahrlich die Tage der Vorzeit waren beſſer denn die gegenwärtigen! —

Manchmal eröffnete der Weltweiſe ſelbſt die Unterredung. — Das Ich wurde nie gehört. — „Ehe Sie kamen," fing er denn an „hat ein junger Mann aus unſrer Mitte, wie mich dünkt, eine geiſtreiche Bemerkung, eine feine Beobachtung gemacht — einen glücklichen Einfall gehabt, — er hat einen ſcharfſinnigen Einwand gegen eine Meinung vorgetragen, die über allen Zweifel erhaben zu ſeyn ſcheint. Sie mögen urtheilen . . . . . Und nun trug er das Erwähnte mit einer unnachahmlichen Holdſeligkeit vor, begleitete es mit ſo viel erläuternden Zuſätzen (wenn es wirklich einem Dritten, nicht ihm ſelbſt zugehörte) und doch immer ſo viel möglich mit den eigenſten Worten des Urhebers, daß dieſer Muth gewann, ſich dazu zu bekennen, und das Vorgetragene mit neuen Gründen auszuſtatten. — Wie oft war der junge Mann freudig überraſcht, daß er etwas ſogar geiſtreiches zu Tage gefördert. — Der Keim gehörte ihm freilich, aber die Pflege des Gärtners, das Sonnenlicht, das dieſer ſo kunſtreich hatte darauf fallen laſſen, dieſe waren es eigentlich, welche Blüthe und Frucht, jene ſo ſchön, dieſe ſo reif ans Licht brachten. — Der junge Mann täuſchte ſich, manchmal wiſſentlich, manchmal ohne es ſelbſt ge-

wahr worden zu ſeyn. — Auch bei Mendelsſohn war es wenigſtens nicht immer Kunſtgriff, auf dieſe Weiſe die Jugend anzuregen. Es war Gabe des Himmels, daß jeder ſeine, richtige neue Kerngedanke, ſo wie ihn ſein Gemüth ergriff, oder derſelbe ſeinen Geiſt durchflog, unwillkührlich alexandriniſche Rundung, Wohllaut, Vollendung annahm. Etwa wie ein perſiſch Gewand, edel fein, aber geruchlos, das durch den Dunſtkreis der Balſamſtaude dahin paſſiert, den wohlriechenden Duft einſaugt, weil das feine Gewebe ihn feſtzuhalten geeignet iſt. — —

Sobald dann der Weiſe hinzu: nun, was dünkt Ihnen von dieſem Vortrag? unſer junge Freund ſcheint Recht zu haben, die Sache ſcheint einer nähern Erörterung werth zu ſeyn; dann war das Signal gegeben die Aufmerkſamkeit auf dieſe Weiſe geſpannt, wurde das Geſagte wiederholt, und der Wettſtreit begann. — So erweckte Mendelsſohn das Nachdenken, ſo feuerte er den Wetteifer an, er regte zu edlem Ehrgeiz auf, damit niemand wollte doch mit leeren Händen zu dieſem Gaſtund Dankenfeſt kommen, — und ſo gewann er Liebe und Vertrauen der Jünglingen und Männern, die ihn beſuchten. — Dieſes war die Weiſe des denkenden Sokrates, die Methode, durch welche er, wie der Griechiſche, die Geburten ſeiner Schule zum Leben entwickelte. Wie bei dem Griechen, war alles Folge ſeiner Denkweiſe, ſeiner Sinnesart, ſeiner ſittlichen Natur, ihm eigenthümlich, nichts Erkünſteltes, nichts Nachgeahmtes.

Nicht ſelten kamen auch bejahrte Männer und Gelehrte von Profeſſion zum Beſuch. Da war der Charakter der Unterredung freilich ein anderer; die Jünglinge traten beſcheiden zurück, nahmen ſelten Antheil an dem Gedankenwechſel, und horchten auf der Meiſter Wort und Entſcheidung.

Eines Tages kam ein ehrwürdiger Greis in die eben ungewöhnlich zahlreiche Abendgeſellſchaft. Ein Freund des Hauſes, obſchon ein eifriger Supernaturaliſt. Er war

ein ausgezeichneter Dichter, eben mit einem Commentar über die Schöpfungsgeschichte in hebräischer Sprache beschäftigt, und voll von seiner Materie strömte die Rede von seinen Lippen. Diesem Gelehrten W – mit Namen, warf sich ein anderer jüngerer Mann E – entgegen; ein großer Verehrer Mendelssohns, der einen Ruhm darin suchte, sich des letztern Jünger zu nennen, und fing mit ihm einen lebhaften Streit an; einen Streit, der bei der Verschiedenheit beiderseitiger Ansichten keine Vereinigung Statt finden ließ. Beide bestanden hartnäckig auf ihren Meinungen. — Mendelssohn saß ruhig auf seinem Sessel mit niedergeschlagenen Augen und schwieg. — Keiner der übrigen Anwesenden wollte Antheil nehmen, theils aus Bescheidenheit, theils um die Lebhaftigkeit des Streits nicht zu vermehren. — Auch die Waffen der Kämpfer waren sehr ungleich. Der alte W – hatte den Vortheil der größern talmudischen Gelehrsamkeit; sie brauſete von seinen Lippen. Er berief sich auf Autoritäten und überschwemmte alles mit Beweisstellen: die Traditionen waren ihm Orakelsprüche. E – mit gleich gründlicher Kunde der Ursprache, übertraf seinen Gegner an Fertigkeit des Ausdrucks und an Gewandtheit der Dialektik. Einwurf folgte auf Einwurf. E — trotzte auf das Urtheil des Gemeinsinns, und würzte alles mit feinem Witz, jedoch mit hoher Achtung vor Alter und Gelehrsamkeit. — Man kann leicht denken, auf welche Seite sich der Beifall der Zuhörer stillschweigend neigte, denn laut wurde er nicht ausgesprochen. — Der alte Gelehrte ging endlich triumphirend weg, ohne auch nur in einem einzigen Punkt nachgegeben zu haben, und mit der vollen Ueberzeugung, daß seine Sätze sammt und sonders unwiderleglich wären. — Dieses kann niemand wundern, da es nur eine alte Erfahrung bestätigt. In vorgeschrittenen Jahren giebt man seine in der Jugend angenommenen Meinungen besonders alsdann nicht auf, wenn diese sich in Grundsätze verwandelt haben. Das jugendliche Gemüth ergreift sie mit

Eifer auf das Anſehn der Lehrer, und glaubt der Ma
ſie mit Gründen unterſtützen zu können, kann nun g
darauf ſein Lehrſyſtem, ſo wurzeln ſie ſo feſt, daß w
der Scharfſinn noch Scharfſinn, ſelbſt die reinſte Lie
zur Wahrheit ſie nicht krümmend zu machen vermögend i
das Gemüth weiſt die unwiderleglichſten Einwürfe m
einer heiligen Scheu zurück, unterwirft ſich lieber eine
blinden Glauben, der alle Angriffe bis zur Lächerlich
ſchwächt, indem er gleichſam das innere Ohr lahm
Noch mehr. Solchen Männern, ſelbſt wenn ſie die Zeiche
fühlen, die ſie drücken, fehlt im Alter theils der Mu
und die Geduld, theils die Kraft, die Bande abzuſtreife
Es geht ihnen wie den Verzagten, welche am Ketten liege
die ſie ſich ſelbſt geſchmiedet haben. Es ſind geldn
Seelen. Sie fühlen den Mangel der Freiheit und d
Nothdurft, die ſie preßt und quält; aber das Gold d
Ketten iſt ihnen ſo lieb geworden, ſie haben ſo viel Arbe
an ihre Befeſtigung verwendet. Sie unterdrücken mit d
der ihnen noch verbliebenen Kraft die Liebe zur freie
Bewegung in der geſunden Luft, die ſie auch wohl wü
ſchen und an ihren Nebenmenſchen oft ſelbſt beneide
und werden Heuchler wider ihren Willen. Und es
nicht zu läugnen, das Geſtändniß, lange lange Jahre
Irrthum und Widerſpruch mit beſſeren Einſichten gele
zu haben, iſt ungemein ſchwer und peinlich; welche Selbſ
verläugnung gehört dazu, ſich zu geſtehen, man hab
Jahre lang Zeit, Scharfſinn und Fleiß auf höchſt gleich
gültige Gegenſtände verwendet, und ſie weit über ihren
gen können. Wahrlich! es gehört Heldenmuth dazu, d
Wahrheit ſolche Opfer zu bringen, und hervorſtehe Mann
hungen dieſer Art ſind unter die größten Seltenheiten z
zählen. — Beide Männer, der Greis W — und der b
herzte C — ſind ſeit mehreren Jahren todt, beide ware
Zierden ihrer Amtsgenoſſenſchaften, beide haben ſich durc
gehaltene Ehrfurcht vor ihre Mitbrüder verdient gemacht
und beiden gebührt dankbare Erinnerung. —

Ihr Streit gab den andern Tag zu folgender vertraulichen Unterhaltung die sehr natürliche Veranlassung, und sie wird vielleicht um so lehrender seyn, wenn sie im Zusammenhang, gleichsam als eine ununterbrochene Rede des Weltweisen, mitgetheilt wird.

Charlottenburg bei Berlin,
im August 1818.

Friedländer.

Die gestrige Unterhaltung fing der Weltweise unter vier Augen an, war lebendig und geistreich genug; aber der Streit führte zu keinem Ziel: Wetterleuchten und Donner ohne befruchtenden Regen. — Was ist neues gelehrt, was ausgemacht worden? Nichts, durchaus nichts. — Es konnte auch wohl nicht anders seyn. — Jeder der Streitenden erkennt nicht allein einen andren, von dem Gegner nicht angenommenen, Gerichtshof, sondern will ihn obendrein zwingen, diesem ausschließend das Recht der Entscheidung zu überlassen. Ging dieses nicht augenscheinlich von beiden Seiten hervor? — Wenn der alte W behauptet: der Gegenstand des Streits sey eine heilige über allen menschlichen Verstand erhabene von diesem nicht zu fassende Urkunde, wir müssen uns mit dem wörtlichen Sinn derselben begnügen, und den Erklärungen der ältern Lehrer blindlings anhängen; der feurige E— hingegen dieses alles läugnet, alle Autorität verwirft, alles vor den Richterstuhl des Gemeinsinns und der fortgeschrittenen Forschung gebracht und dann der Vernunft allein die Entscheidung überlassen wissen will. Sagen Sie mir, mein Freund, wie ist es möglich, daß diese Männer je zusammen kommen, da sie von so verschiede-

nen und entgegengeſetzten Punkten auslaufen? — viel muß man geſtehen, es liegt etwas Widernatürl in W—'s Behauptung und zugleich etwas ſehr A lendes. Auf der einen Seite ſich demüthigend der V tiſt unterwerfen und auf eigenes Urtheil Verzich leiſten, auf der andren ſich ausſchließlich den Rechtg bigen zu nennen, das ſcheint doch ſehr anmaßend? dieſes nicht ſtolze Demuth, oder wollen wir es nich der demüthigen Stelz nennen? — Unbedenklich lö wir auch den alten W für den Sprecher und Ste treter aller Männer annehmen, die ſich den Namen Rechtgläubigen beilegen. — Bis auf einige unmer Schattirungen geben alle von dem Grundſatz aus: menſchlichen Verſtande durchaus alle entſcheidende abzuſprechen; und dieſer Grundſatz iſt mit allen ihren ſaften und Gedanken ſo verzweigt und verwachſen, man ſich wundern muß, wie ſie überall über irgend Gegenſtand der in Rede ſtehenden Materien ſtreiten len. Wenn ſie behaupten: „die heiligen Urkunden d nach den gewöhnlichen Regeln der Vernunftkunſt beurtheilt werden," ſo iſt das der Ausſpruch eines T ten, aber ein Deſpot läßt ſich in keine Streitig ein. —

Der ſcharfſinnige Kant hat irgendwo ein liches Wort ausgeſprochen: Die Vernunft iſt ſüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig iſt, es dem Bauherrn aus unwiderſtehlicher Wißbegierd es wieder ganz abzutragen, um zu unterſuchen, wohl auf ſichrem Fundament ruhe. — Eine wahr richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es ſi dem Grundbeſitzer, der ſein Eigenthum, d. h. ſein ſyſtem, erblich auf Glauben an ſich gebrau ſich nicht ein für allemal und auf ewige Zeiten nen gegründet hat. Ruhig im Beſitz ſeines Gü will er nichts angerührt wiſſen; kein Pfeiler ſoll ſucht, kein Schnörkel angetaſtet werden. Wer ſi

unterfängt, iſt ihm ein Gebietsverletzer, Zerſtörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten laſſen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie ſie ſich nennen, gehen offenbar weiter. „Ich leide dich nicht zum Nachbar, wenn du dein Haus nicht nach dem Muſter des meinigen baueſt, denn dir ſteht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung.“ Dieſes iſt die ſtillſchweigende, wenn auch nicht die laute, Meinung dieſer Denkgläubigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieſer Behauptung? womit wollten ſie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathſamer, ſich mit ſolchen Männern gar nicht einzulaſſen, und alle Unterſuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden? — Oft und ſehr oft iſt es nicht die Klugheit allein, auch ſtrenge Gewiſſenspflicht jedem Streitgenoſſen dieſer Art zu widerſtehen. — Bei der Mehrheit der ſich ſo beifällig nennenden Rechtgläubigen iſt das religiöſe Syſtem mit dem praktiſchen Kanoeln innig verbunden; wird ein wahrer Menſchenfreund nicht anſtehen und die Folgen bedenken, welche Erſchütterung oder gar gänzliche Umwerfung der Pfeiler ſolcher Gebäude, nach ſich ziehen könnte? Wird er nicht fürchten auf der einen Seite mehr zu verlieren als auf der andern zu gewinnen ſieht? — Wahr iſt es, dieſe Betrachtung iſt nicht zu überſehen. Die Freidenker ſelbſt ermangeln nicht, dieſen Einwand gegen alle Unterſuchung dann und wann geltend zu machen, und jede Freimüthigkeit damit zurück zu halten. Die noch weiſe nachgeben, rufen mit dem perſiſchen Dichter aus: heiligt die Dornen um der Roſen willen u. ſ. w. — Sie paſſen, mein Freund? — Nein, mit dieſen Aeußerungen will unſerm C — das Urtheil nicht geſprochen werden, es taugt vielmehr ſehr wohl daran, ſich den dictatoriſchen Anſprüchen des Supernaturaliſten, welcher alle Denkfreiheit abſchneidet, zu widerſetzen. C — vertheidigte mit Eifer die Rechte der Vernunft, vertheidigte ſie nach den

Grundſätzen der reinen praktiſchen Religion, und that Recht daran. — Selbſt die Pfeile des Witzes wollen wir ihm in dieſer Hinſicht vergeben. Wenn es auch eben nicht die ritterlichſten Waffen ſind, ſo bediente er ſich doch derſelben mit Mäßigung, und in einem Vertheidigungskriege für die gerechte Sache erlaubt man ſich ſchon etwas mehr. — Doch genug dieſer Nebenbetrachtungen, die uns vom Ziele dieſer traulichen Eröffnung abführen könnten. Zur Sache. — Eine nähere und ernſthafte Erörterung der geſtrigen Unterhaltung wird vollendet über die wunderbar ſchwimmende Schöpfungsgeſchichte, wenn auch nicht volles Licht, doch jene milde Helle verbreiten, womit der Sterbliche ſich überall begnügen muß. —

Wie wäre es, mein Freund, wenn wir uns den ſtrengen Supernaturaliſten gegenwärtig dächten, und folgenden Vortrag an ihn richteten. — Wir wollen ihn weder necken, noch in Verlegenheit ſetzen, ſondern, wie ritterliche Kämpfer, Sinn' und Wort mit ihm theilen. Alles, was mit Recht von ihm gefordert werden ſoll, iſt Geſchicklichkeit im Denken und ruhige Geduld, und zuzuhören.

Du theilſt, redlicher und frommer Mann, mit uns, wollen wir ihm ſagen, die Verehrung der heiligen Urkunden. — Wir halten ſie nicht weniger heilig und unantaſtbar, als du. — Wir ſind mit dir überzeugt, daß ſie die Grundlage der praktiſchen Religion ſind; erkennen mit dir, daß die Vorſehung dieſe heiligen Schriften zu unſerer Belehrung von unſern Urvätern auf uns hat vererben laſſen. — Es iſt für uns alle überzeugend wahr, daß wenn wir unſern Lebenswandel darnach einrichten, wir in der Welt hienieden glücklich ſeyn, und in einer beſſern der Glückſeligkeit fähig und würdig werden können. Bei dieſer Uebereinſtimmung, woher denn die Verſchiedenheit in den Anſichten? — Woher die Trennung der Meinungen über Geiſt und Verſtändlichkeit derſelben? — Wie wäre es, wenn wir mit redlichem Gemüth gemeinſchaftlich die Wahrheit ſuchten? — Die Wahrheiten, die dem Menſchen

hienieden so unentbehrlich sind, liegen gewiß dem Geist und dem Herzen so nahe als möglich, wir dürfen blos aufmerken, um sie zu finden. — Du bist, redlicher und frommer Mann, ein strenger Unitarier, wir sind es auch; schöpfen wir doch aus Einer Quelle, aus den heiligen Urkunden! — Diese haben uns belehrt, daß das ewige Wesen, das wir anbeten, ein einfach, geistiges, unkörperliches, durch die Zeit nicht zu trennendes, durch kein Bild darzustellendes Wesen sey. Diese Lehre ist der Grundstein unsrer Religion. — Die Weltweisen unter unsren Religionsgenossen haben diese Lehre auch weise so ausgedrückt: die Gottheit ist ein Wesen, von dem der Verstand höchstens weiß: was es nicht ist. — Dieß verdient eine genauere Erwägung. — Wir Menschen haben einen Begriff von Ewigkeit, Macht, Güte, Barmherzigkeit u. s. w. Es ist unläugbar, daß wir von allen diesen Eigenschaften eine anschauliche Vorstellung haben, d. i. wir werden sie in unserm Innern gewahr, wir empfinden sie. Wäre dieß nicht der Fall, so würden wir sie nicht begreifen, nicht fassen, keine Idee davon bilden können. — Zu gleicher Zeit erfahren wir, daß von allen diesen Eigenschaften uns nur ein gewisser Grad zu Theil geworden, und daß sie ihre Grenzen haben; mit andern Worten: wir fühlen, daß wir eingeschränkte Wesen sind. — Was geschieht denn nun, wenn wir dem unbenennbaren Wesen diese Eigenschaften zuschreiben, wenn wir sagen: Gott ist allweise, allmächtig, allgütig, allbarmherzig u. s. w., wir heben alle ihre Schranken weg, und nennen sie grenzenlos, das heißt eben, wir wissen was er nicht sey; wir wissen, daß die Gottheit in Absicht aller dieser Attribute ohne Grenzen ist, obschon wir selbst von der Schrankenlosigkeit keine intuitive (anschauliche) Erkenntniß haben, noch haben können. — Dieses wird uns auch auf eine andere Weise einleuchtend. Wir wissen, daß alle unsre Erkenntnisse durch die Sinneswerkzeuge und durch das innere Gefühl uns zukommen. —

Auf eine andere Weiſe werden wir nichts gewahr, und Sinn und Gefühl haben ebenfalls unüberſchreitbare Grenzen. Aus dieſen unläugbaren Wahrheiten wird uns ferner die Ueberzeugung klar, daß wir hienieden, und ſo lange alle unſre Notionen durch die Sinne uns zukommen, auch von dem höchſten Weſen keine andere als menſchliche, d. h. endliche Vorſtellung haben können. Unſer Denkvermögen reicht nur dahin, daß wir die Kraft haben, die Schranken in Gedanken wegzuheben, weiter nicht — Aber Gott iſt ja allmächtig, kann er dem irrenden Weſen nicht, wenn auch auf eine übernatürliche Weiſe, das Vermögen ertheilen, auch anſchauliche Begriffe von überſinnlichen, körperloſen, ganz geiſtigen Weſen zu erlangen? — Nein erwiedern wir; denn der Gott der Allmacht iſt auch der Gott der Wahrheit. Auch dieſe Eigenſchaft kommt ihm im höchſten Grade zu. Es wäre alſo ein offenbarer Widerſpruch, wenn ein beſchränktes, durch Sinneswerkzeuge denkendes Geſchöpf, Notionen erlangen könnte, die nur von einem vollkommenen geiſtigen Weſen erlangt werden können: mit jener Allmacht würden wir alſo die Wahrheit Gottes aufheben.

Daß die Erlangung unſrer überſinnlichen Begriffe durch das Aufheben der Schranken nur möglich wird, ſehen wir auch bei der Bildung der überirrdiſchen Weſen überhaupt. — Wenn wir uns einen Engel denken, ſo denken wir uns immer nur einen Menſchen, entkleiden ihn in Gedanken ſeines Körpers und ſchreiben ihm höhere Seelenfähigkeiten zu als diejenigen ſind, deren wir uns bewußt werden. — Daher iſt es auch einleuchtend und unwiderleglich, daß, wenn die Gottheit ſich herabläßt, dem Menſchen etwas kund zu thun, oder ſich ihm zu offenbaren, dieſes nicht anders als auf menſchliche Weiſe geſchehen kann. — Dieſes lehrt uns die heilige Schrift auf jeder Seite ihrer Urkunden. Gott offenbart ſich nur durch Rede und Schrift oder durch andere Erſcheinungen, welche auf unſre Organe wirken. — Daher

ſchär-

ſchärfen und unſre älteren Lehrer und Weiſen die Warnung ein, die Worte und die Redensarten derſelben ja nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, weil uns dieſer Mißgriff zu den ärgſten Irrthümern verleiten würde.

In die nämliche Warnung ſtimmen alle Männer von Geiſt und Scharfſinn ein, welche mit uns die Heiligkeit und Unſchätzbarkeit der heiligen Schriften anerkennen. — Es liegt in der Natur der Sprache und in den Seelenfähigkeiten ihrer Lehrer, daß ſie von der Gottheit nicht anders als in Zeichen reden können, die von der Körperwelt entlehnt ſind; ſie hat keine andere Zeichen und kann keine andere haben, weil alle ihre Begriffe durch den Kanal der Sinneswerkzeuge gehen müſſen. — Auch unſer eigner Verſtand beſtätigt die Wahrheit und die Wichtigkeit dieſer Warnungen. — Wer die Ausdrücke im wörtlichen Sinne annehmen und verſtehen wollte, würde das Geiſtige verkörpern, das Heiligſte verunreinigen und in den gräulichen Götzendienſt zurückfallen, aus welchem uns die heilige Schrift erlöſet hat.

Selbſt angenommen, die Urſprache der Offenbarung, die hebräiſche, ſey göttlichen, nicht menſchlichen Urſprungs, ſo liegt es doch in dem Urweſen dieſes Mittheilungsmittels, daß es ſich den menſchlichen Begriffen anfügen muß, wie dieſes ſchon verbin mit Recht behauptet worden. — Es widerſprächе dem Charakter der Wahrhaftigkeit Gottes, wenn die Zeichen der Begriffe nicht den Stempel ihres Urſprungs, ihre ſinnliche Entſtehung, überall an ſich tragen ſollten. —

Gegen alle dieſe Sätze kannſt du, redlicher und frommer Mann, um ſo weniger etwas einzuwenden haben, da du nicht allein die Heiligkeit der Urkunden anerkennſt, ſondern auch unbedingt die Autorität der Tradition und der Commentatoren gelten laſſeſt, *) und alle dieſe Männer ſtimmen in der eben vorgetragenen Lehre

*) Talmud, Maimonides, Cosri, Bachai, Abarbanel, J. Cremo u. ſ. w.

überein. — Eben ſo wenig dürfteſt du den Folgeſätzen widerſprechen, welche daraus hergeleitet werden müſſen. — Mit dieſen Vorausſetzungen wollen wir nun die 5 B. Moſes öffnen, um mit unbefangenem Gemüth zu erwägen, was ſie vortragen. — Das erſte Kapitel enthält die ganze Schöpfungsgeſchichte, dieſes iſt die erſte und frühеſte Offenbarung. — Im Voraus können wir nichts anderes erwarten, als daß die Gottheit in dieſen Büchern anthropopathiſch — auf menſchliche Weiſe empfindend und handelnd — vorgeſtellt werden wird. Denn wir wiſſen ſchon, daß von dem Unnennbaren und Unbegreiflichen nicht anders geſprochen werden kann, als von einem irrdiſchen Weſen, wenn es den Menſchen verſtändlich ſeyn ſoll; und dieſes finden wir in dieſem erſten Kapitel, ſo wie in den heiligen Urkunden auf jeder Seite bewährt. Ueberall ſpricht und handelt Gott als Menſch, nach menſchlichen Motiven und Leidenſchaften. Er ſpricht, ſchafft, baut, pflanzt, denkt nach, freut ſich, wenn die Arbeit gelingt, wird böſe, und ändert ſeinen Entſchluß u. ſ. w. Es werden ihm auch ſinnliche Werkzeuge beigelegt; er ſieht, hört, riecht, ſteht auf, ſteigt vom Himmel herab u. ſ. w. Dieſe Art uns auszudrücken iſt uns ſo gewöhnlich geworden, daß wir keinen Anſtoß daran nehmen! denn wir kennen die Unzulänglichkeit der Sprache, die ſich auf die Eingeſchränktheit unſres Verſtandes gründet. Dieſes hindert uns nicht von der Gottheit die heiligſten und geiſtigſten Begriffe in der Seele aufzubewahren, und bei unſrem Nachdenken nie aus den Augen zu verlieren. — Warum denn, frommer und redlicher Mann, wollen wir dieſe Anſichten nicht überall mitbringen? — Warum leſen wir alle heiligen Urkunden nicht mit dieſem Sinne? — Warum kommt die erſte Schöpfungsgeſchichte ſo befremdlich, ſo wunderbar vor? — Warum bei ihrer Beſchreibung, die ebenfalls auf menſchliche Weiſe mitgetheilt iſt, ein anderes Verfahren anwenden? Warum zermartern wir uns, von Dingen deutliche und anſchauliche Begriffe zu erwerben, von

denen wir voraus wissen, daß sie außer dem Kreise unsres Denkvermögens liegen? — Die Schöpfung ist wie alle übrigen Wunder der Natur, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir können sie nicht fassen, daher sie auch nicht mit andern ihnen entsprechendern Zeichen ausdrücken. So lange wir hienieden wandeln, und unsre Erkenntnisse durch die Werkzeuge der Sinne erlangen, konnte uns auch die Schöpfung nicht anders, als auf menschliche Weise offenbart werden. Laß uns also den unnennbaren, unbegreiflichen Gott in Demuth anbeten und schweigen. — Wenn wir auf diese demüthig bescheidne Weise die heiligen Urkunden betrachten, auf diese Weise sie durchforschen, wird manche Dunkelheit verschwinden, und uns ihr Nutzen für das menschliche Geschlecht klar einleuchten. —

Betrachten wir die Annahme der Gottheit selbst, deren Erscheinung Moses, Jesaias und Ezechiel uns beschrieben haben, so werden wir finden, daß sie zwar alle drei diese Erscheinungen auf menschliche, aber doch jeder auf eine ihm eigenthümliche Weise dargestellt haben. Dieses sollte uns aufmerksam machen und ein Fingerzeig seyn. — Was bei allen dreien gemeinschaftlich zum Grunde liegt, ist: daß alles, was in die Geisterwelt gehört, von ihnen in die Körperwelt herüber gezogen ist. — Wie konnten sie auch anders, wenn sie verstanden werden wollten? — Aber welche Verschiedenheit in der Darstellung! Und wie ist diese Verschiedenheit in dem eigenthümlichen Charakter dieser Männer, ihrer Lage, ihren Verhältnissen, und in dem Charakter ihrer Zeitgenossen gegründet!

Moses erscheint die Gottheit in der arabischen Wüste. — Dieser unerreichte unübertroffene, zu der höchsten Bestimmung berufene Mann ist zur Zeit seiner Berufung noch ein Hirte. Gott erscheint ihm einfach und erhaben — in einem feurigen Dornbusch — Wie anders dem Propheten Jesaias! Dieser lebt und webt in der

Umgebung eines Königs, iſt Rathgeber der Fürſten und hat Antheil an der Regierung, wie deutlich aus ſeiner ganzen Geſchichte erhellet. Wie erſcheint ihm die Gottheit? — In der Pracht eines Morgenländiſchen Fürſten. Alles iſt in Rieſenform, Seraphim ſtehen um den erhabenen Thron, alles voller Majeſtät und Würde. — Und wieder wie ganz anders dem Ezechiel! Dieſer Prophet lebt in der Verbannung und ſpricht zu Exulanten. Seine Einbildungskraft iſt nach ſeiner Individualität und Lage aufgeregt. Ihm erſcheint die Gottheit auf einem Wagenthron mit Wundergeſtalten ausgeſchmückt. Donner, Blitze, Gewitterſturm, aufloderndes Feuer umgeben ihn, die ganze Natur iſt in Aufruhr. — Der Schauplatz iſt in Chaldäa. — Die vier edelſten Weſen, Menſch, Stier, Löwe und Adler, die Repräſentanten der irrdiſchen Schöpfung, tragen den Donnerwagen des Höchſten, und dem Leber werden Diamantenräder ſichtbar, die voller Augen ſind. Mit dieſen Symbolen ſchildert der verzückte Prophet die Einſicht, die Allmacht und die Allwiſſenheit des erhabenen Gottes. Mit dieſer Bilderſchrift bezeichnet er die göttlichen Eigenſchaften ſeinen Mitbrüdern im Lande der Verbannung. — Er iſt begeiſtert und in Entzückung. — Der ruhige, kalte, nachdenkende Menſch im Lande der Ruhe und des Friedens verwandelt, ſeiner Gemüthsſtimmung gemäß, dieſe Hieroglyphen in Buchſtabenſchrift, und bezeichnet den Unnennbaren, entweder mit dem unausſprechlichen Namen Jehova oder Gott, oder Ewiges Weſen, oder nach einer ſeiner Eigenſchaften: der Allmächtige der Allerbarmende u. ſ. w. Dieſe Bezeichnungen ſind für den Verſtand, jene für die Einbildungskraft. Sind dieſe Erklärungen, dieſe Anſichten nicht einleuchtend und verſtändlich? — Auf dieſe und ähnliche Weiſe laß uns, redlicher und frommer Mann, die heiligen Urkunden alle anſchauen und deuten, und ſey verſichert, je menſchlicher du ſie betrachteſt, je göttlicher werden ſie dir erſcheinen, je

mehr wirſt du deren Heilſamkeit für Herz und Gemüth gewahr werden, und die Vorſehung preiſen, daß ſie uns dieſe unſchätzbaren Gaben hat zu Theil werden laſſen. — Mit beruhigter Seele wirſt du ſie leſen und wiederleſen, dein Auge wird, nach dem Ausdruck des Talmuds, erleuchtet werden durch das Geſetz; und endlich werden wir die undankbare Mühe aufgeben, Geheimniſſe zu ahnden, Geheimdeutelei zu treiben, kabaliſtiſche Erklärungen zu ergrübeln, die wahrlich nur auf Irrwege führen, den Kopf verwirren, und das Herz weder beſſer noch menſchenfreundlicher machen.

Laſſen Sie uns nun, mein Freund, unſren Supernaturaliſten mit dieſen mehr angedeuteten als ausführlich entwickelten Begriffen entlaſſen, und unſre Bemerkungen über die Schöpfungsgeſchichte allein fortſetzen.

Wir haben uns überzeugt, mein Freund, daß, als das ewige Weſen ſich unſren Vorfahren vor ſo viel tauſend Jahren kund gethan, das Mittheilungsmittel, die Sprache, eben ſo wie ſie dem körperlichen Ohr nur durch Schall und Ton vernehmbar wird, auch nur aus Worten und Redensarten zuſammengeſetzt ſeyn kann, welche der Sinnenwelt gehören. Dann verſtehen wir ſie auch mit dem geiſtigen Ohr; denn nur alsdann ſind ſie unſren Empfindungen und unſrem Faſſungsvermögen analog, und werden uns verſtändlich. Laſſen Sie uns, mein Freund, aus andern Betrachtungen, die wir anzuſtellen Veranlaſſung hatten, hier das Reſultat herübernehmen, was uns über die Beſtimmung des Menſchen eingeleuchtet hat. Es iſt uns nach manchem Blick auf die Geſchichte der Menſchheit, klar geworden, daß ſie in der ſittigen Ausbildung ſeiner Geiſteskräfte und ſeines ſittlichen Gefühls beſteht. Der ſich auszeichnende Vorzug des Menſchen vor dem Thier, beſteht in der Entwickelung des Verſtandes und der Vernunft, wozu das einzige Mittel die Sprache iſt. — Ohne Sprache giebt es kein Vernunftweſen, wovon wir auf Erden einen Begriff ha-

ben konnten. Wenn wir genau Acht geben, ſo entſteht dieſe Entwickelung vermittelſt des Abſtractionsvermögens. Dieß iſt die Seelenkraft, das Nichtſinnliche von dem Sinnlichen in Gedanken zu ſcheiden, es, ungeachtet es nur in dem Denkvermögen, nie außer demſelben, ſein Daſein hat, als ein ſelbſtſtändiges Weſen zu betrachten. Damit iſt es aber noch nicht gethan, ſondern wir müſſen es auch mit einem eigenthümlichen Zeichen belegen. Ohne dieſes Zeichen würden wir dieſes Weſen nicht feſthalten, noch weniger unſern Mitmenſchen mittheilen können. Auf dieſe Weiſe allein ſind wir im Stande alle gemeine Begriffe zu bilden, deren wir zum Weiterdenken und Forſchen ſo nöthig haben. Daraus bildet ſich im Laufe der Zeit die Sprache, welche wir die philoſophiſche nennen. Je weiter die Menſchen in der Kultur ihres Geiſtes fortſchreiten, je mehr wird dieſe Sprache bereichert. *) Nur ſtets wird es unmöglich bleiben, ihr das irrdiſche ganz abzuſtreifen. Selbſt das intellectuellſte Denken wird ſeinen Urſprung, das Sinnliche, immer verrathen. Wenn der Menſch — ſelbſt der ſcharfſinnendſte — nicht auf ſeiner Hut iſt, nicht ſich ſtets bewußt bleibt, daß ſeine Benennungen nur Zeichen, nicht eine außer ſeinem Denkvermögen exiſtirende Sache iſt, kann er leicht ſich verirren; ehe er ſichs verſieht, wird aus ſeinem nichtſinnlichen Weſen ein ſinnliches, das er ſehen, hören, taſten will. Daß dieſer Irrthum von Forſchern voriger und neuerer Zeit begangen worden iſt, bedarf keines Beweiſes. — Gilt dieſes vom menſchlichen Verſtande in ſeiner fortgeſchrittenen Ausbildung, ſo iſt es augenſcheinlich, daß in dem Kindesalter der Welt und bei dem erſten Unterricht, den die Menſchheit erlangt, dieſes Vergreifen unendlich öfter vorkommen wird, da die Sprache in jener Zeit ungleich ſinnlicher und bilderreicher ſeyn muß. — Dieſes iſt der Fall bei allen alten, vorzüglich bei den Morgenländiſchen, die an Wörtern zur Bezeichnung abſtracter Begriffe den größten Mangel haben. —

*) Siehe Anmerkung am Ende des Aufſatzes.

Daraus folgt nicht immer, daß die Weisen der Vorzeit, denen nur eine überaus bilderreiche und sinnliche Sprache zu Gebote stand, keine reinen geistigen Begriffe zu fassen im Stande gewesen wären. Dieses übereilte Urtheil widerlegt die heilige Schrift auf eine unwidersprechliche Weise. Obschon sie das göttliche Wesen bauen, pflanzen, Weihrauch riechen, auf- und niedersteigen läßt. u. s. w.; so ist sie es doch, die uns mit den transcendentellsten Vorstellungen vom Ewigen bekannt gemacht hat, sie ist es, welche die erhabenste Lehrerin der Welt geworden ist. Ja, es ist dahin gediehen, daß wir an diesen Ausdrücken nicht den mindesten Anstoß nehmen.

Das nämliche gilt von den heiligen Sängern der Israeliten. Hier sehen wir es noch augenscheinlicher, wenn ihre Einbildungskraft in Bildern ausströmt, die uns Abendländer in Erstaunen setzen können. Der Dichter Asaf, der gewiß von Gott die reinsten und edelsten Begriffe hatte, treibt die Kühnheit des Ausdrucks so weit, daß es in seiner „Unterweisung" (Ps. 78.) von dem Volke Israels heißt: es erbitterte Gott in der Wüste, betrübte ihn in der Einöde" und ferner: „wie vom Schlafe erwachet Gott, wie ein Held vom Weine jauchzend." Solcher Ausdrücke, solcher brennenden Farben würde sich der entrüstete abendländische Dichter zu bedienen nicht unterfangen. Uns aber, die wir den Geist der Sprache kennen, irren dergleichen Redensarten, empören solche Gleichnisse, nach einigem Nachdenken, auf keine Weise. Wir wissen, daß Asaf in seiner Seele die Vorstellungen von der Gottheit hegt, welche er zu hegen in den heiligen Urkunden angewiesen ist. Hier unterbeut er, nach unsrer Ueberzeugung, blos der Sprache seines Zeitalters. —

Lassen Sie uns, mein Freund, diesen Ansichten auch bei der Schlußfolgerung gedenken. — Warum da alles auf metaphysischer Wage wägen? Warum soll da die Gottheit, als Geologe, gleich einem öffentlichen Lehrer, sprechen? Ist dieses der Zweck der Offenbarung? — Die

einfachſte und erhabenſte, der Religion würdigſte Vorſtellung ſcheint dieſe zu ſeyn. Die heilige Urkunde will der Kinderwelt, in einer ihr verſtändlichen Sprache, die Fundamentalwahrheit kund thun, daß das ewige Weſen allmächtiger Schöpfer des Weltalls ſey, und alles aus Nichts hervorgebracht habe. **Gott ſchuf alles.** — Mit einem wichtigeren Satz konnte die erſte Offenbarung nicht anfangen. Himmel und Erde drücken das Univerſum aus. Die werdende Schöpfung wird gleichſam wie ein Vorhang aufgezogen, und auf menſchliche Weiſe, in Tagewerke eingetheilt. — Mehr ſoll der Erdenſohn, mehr kann er von dieſer Urgeſchichte nicht erfahren. — Die Schöpfung gehört, wie alle Wunder der Natur, zu den undurchdringlichen Geheimniſſen, und ſo lange er hienieden, mit einem Körper bekleidet, wallt, wird er davon nichts erfahren. — Die Erzählung iſt kunſtlos und erhaben, ganz im Geiſte des ehrwürdigen Alterthums, ganz dem Faſſungsvermögen der Sterblichen angemeſſen. Und ſie enthält die große, dem Menſchen ſo unentbehrliche Wahrheit: **Es iſt ein Gott, und Gott iſt der Urheber von allem was iſt.** — Was braucht er mehr zu wiſſen? —

Laſſen Sie uns gehen, mein Freund, die Schöpfungsgeſchichte, wie ſie uns die heilige Urkunde darbiet, genügt dem menſchlichen Verſtande noch ſo viel tauſend Jahren, befriedigt die Wißbegierde weit mehr, als die Träume eines Burnet, Whiſton, Buffon, oder wie ſonſt ein anderer Cosmogoniſt ſie uns darſtellt. —

Verfolgen wir nach dieſer Anſicht die heilige Schrift weiter. — Die Lehre ſoll dem menſchlichen Geſchlecht kund gethan werden, die ihm und den Mitbewohnern des Schauplatzes ſeiner Wirkſamkeit ſo heilſam und nützlich iſt: **die Menſchen ſollen einen Ruhetag halten und auch die Thiere ſollen raſten.** Wie wird dieſe Lehre, in Einklang mit der Schöpfungsgeſchichte, am beſten vorgetragen werden und auf Erfolg rechnen können? —

Wie anders, als durch den Geiſt, der im ganzen lebt und webt? — Gott hat ſechs Tage gearbeitet, Himmel, Erde, Geſtirn, Gewächſe, Thiere aller Art geſchaffen, zuletzt ſein Meiſterwerk, den Menſchen, am ſiebenten ruht er aus. — Ganz nach menſchlicher und dem Menſchen denkbarer Weiſe. — Wie der Unerſchaffene einen Ruhetag feiert, ſo auch du Erſchaffener! Welche ſchöne Vorbereitung zur künftigen Sabbathsfeier! „denn Gott ſegnete den ſiebenten Tag, heiligte ihn, weil Er an demſelben geruhet hatte von allen ſeinen Werken.“ — Scheint Ihnen dieſes nicht auch, mein Freund, die einzige und würdigſte Anſicht der erſten Urkunde zu ſeyn? Zu welchem Endzweck wurde ſie offenbaret, wenn nicht zu dieſem? Iſt ſie nicht in jeder Hinſicht dem heiligen Urheber der Religion angemeſſen?

Dieſe einfache Vorſtellung gewährt auch den Vortheil, daß dadurch alle Fragen, Zweifel und Einwürfe gegen die heilige Schrift verſchwinden. Wir können dadurch aller myſtiſchen Auslegungen, Hypotheſen, oder gar kabaliſtiſchen Erklärungen überhoben ſeyn. — Wird ſie aber verworfen, ſo müſſen wir durchaus zu einer oder der andern Nebelgeſtalt unſre Zuflucht nehmen, welche weder den Verſtand erleuchtet noch das Herz erwärmt. Die Schöpfung, oder die Entſtehung der Welt gehört nun einmal zu den unerforſchlichen Gegenſtänden, die ganz außer dem Kreiſe der menſchlichen Erkenntniß liegen. Iſt es alſo nicht Vermeſſenheit, vermittelſt der uns nach dem Maaßſtab unſrer Fähigkeiten mitgetheilten heiligen Urkunden, in dieſe Dunkelheit dringen zu wollen? Und iſt nicht mit aller Wahrſcheinlichkeit zu erwarten, daß der Unterſucher mit nichts als unzuſammenhängenden oder ſchwärmeriſchen Ideen aus dieſen undurchdringlichen Tiefen zurückkehren werde? — Ueberdem verpflichtet ſich der kühne Mann, der dieſes Wageſtück unternimmt, auf alle die Fragen zu antworten, die man mit Recht aufzuwerfen befugt iſt. — Alle die Schriften, die ſeit Jahrhun-

derten, mit einem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ihre Lösung versucht haben, sind ungenügend ausgefallen; kaum giebt beruhigenden Aufschluß und kann ihn auch geben. Lassen Sie, mein Freund, uns nur wenige dieser Fragen, die sich auf den ersten Anblick darbieten, berühren, um von der Schwierigkeit sie alle zu lösen, um so mehr abgezeugt zu werden. —

Ob die heilige Urkunde die Weltschöpfung oder die Erdschöpfung, oder gar nur die Erumwandlung zum Gegenstande habe, diese Frage sind die Erklärer so auf wie umgangen; wir wollen sie auch unberührt lassen. Offenbar spricht die Urkunde von der Weltschöpfung unter dem Ausdruck: Himmel nur im ersten Vers, und wendet sich gleich im zweiten zur Erde. In Beziehung auf diese schwimmen Sonne, Mond und Gestirne gleichsam in ihrem Luftkreis oder ihrer Atmosphäre. —

Die Frage: wo kam am ersten Tage das Licht her, da die Sonne erst am vierten Tage erschaffen worden? ist dadurch genügend beantwortet, daß man mit Recht behauptet, es sey außer ihr schon vom Schöpfer das Licht ins Dasein gerufen worden. Dieses ist ganz dem Text gemäß, denn das erste Wort, das die Gottheit in dem benannten erhabenen Vers ausspricht, lautet: Gott sprach, es werde Licht, da ward Licht. — Allein die Nebensatz: es ward Abend, es ward Morgen, Ein Tag ist dadurch nicht erklärt; ohne die Existenz des Sonnengestirns kann diese nicht gebraucht werden. — Ein Commentator von unsren Religionsgenossen war freisinnig genug zu äußern: die Urkunde, welche die Schöpfungsgeschichte enthält, sey wohl älter als die Mosaischen Schriften. Moses habe sie zwar aufgenommen, allein sie wäre vielleicht als Tradition, als überlieferte Sage, vom Vater auf den Sohn vererbt gewesen. Unsre Urältern hatten daraus die Lehre von Gott und Schöpfung auf ihre Nachkommen verbreitet u. s. w. Diese Hypothese läßt sich hören. Nach dem Begriff, den wir von Adam, Seth,

Hënoch und Noah u. s. und bilden, dürften diese, als erleuchtete Männer, nicht ohne Kenntniß dieser Fundamental-Wahrheiten gewesen seyn; und überhaupt widerspricht diese Annahme unserm heiligen Text nicht; denn nirgend wird gesagt, daß dem Moses zuerst diese Offenbarung mitgetheilt worden sey. — Dieses — fährt unser Commentator fort — würde auch die allgemeine Verbreitung dieser Lehren nach allen Weltenden, selbst die damit vermischten Fabeln und mythologischen Vorstellungen, erklären. Denn mitten unter den ungeheuren Märchen, welche die Cosmogonie fremder und entfernter Völker verunstalten, glänzt ein Schimmerlicht von Wahrheit durch, das nicht zu verkennen und nicht zu übersehen ist. — Allein, was die Annahme dieser Hypothese schwierig macht, ist die Heiligung des siebenten Tages zum Ruhetag. — Die Einsetzung der Sabbathfeier ist wahrscheinlich aus einer spätern Zeit, und mit den Gesetztafeln gleichzeitig, wo auch, freilich nur in dem ersten Exemplar der siebente Schöpfungstag, als Grund des Ruhetages für die Menschen angegeben wird. — Wäre die Urkunde aus so viel früherer Zeit, so würde die Verpflichtung allgemein gewesen, und nicht den Israeliten allein aufgelegt worden seyn. Nun finden wir aber in der Geschichte der Urväter gar keine Erwähnung von der Feier eines Ruhetages, und überhaupt keine sichere Spur, daß die Israeliten vor Moses eine Sabbathfeier gehabt hätten. Die Verbindlichkeit dazu wird vielmehr als ein Bund zwischen Gott und den Israeliten, und also als ein Gesetz vorgestellt, das zu ihrer besondern und eigenthümlichen Verfassung gehöre. —

Mit einem Wort, mein Freund, der redliche und bescheidne Forscher legt die Hand an den Mund und schweigt. Statt sich durch Spitzfindigkeiten den Gesichtspunkt zu verrücken — betet er demuthsvoll an. — Wir können die Räthsel der Weltregierung nicht auflösen, und umgeben von Wundern, die Geheimnisse der Entstehung

des Firmaments, so wie der Erde, nicht ergründen. Die Flügel unsres Geistes ermatten, und wir erliegen in Ohnmacht, wenn wir den Kreis überschreiten, den der Finger Gottes unsren Geistesfähigkeiten vorgezeichnet. Nur so viel leuchtet uns ein: der Mensch bedarf der Uebung des Verstandes, des Scharfsinns, so wie aller Seelenkräfte, um fortzuschreiten: das ist seine Bestimmung auf Erden. Aber selbst seine vergeblichen Versuche dienen zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Er irrt oft lange im Labyrinth, bis er den geraden einfachen Weg entdeckt, der zur Wahrheit und zur Beruhigung führt. — Er ist am Ziel, wenn er die unübersteiglichen Schranken seines Geistes gewahr wird, sie als die Grenzpfäle erkennt, und anbetet und ruft: Herr! deine Wege sind unerforschlich. So viel Licht als wir auf dem Wege gebrauchen, den zu wallen wir hienieden bestimmt sind, ist uns gegeben; ein grösseres würde uns nur blenden und verwirren. Mit diesem Vertrauen zu der Weisheit und Güte unsres Gottes, nehmen wir die heiligen Urkunden aus der Hand der Vorsehung, und verehren sie. Sie enthalten die Quellen aller unsrer Erkenntnisse — Ist die Menschheit im Laufe mehrerer Jahrtausende weiter gerückt; ist sie durch Beobachtung, Fleiß, Scharfsinn in die Tiefen der Geister- und Körperwelt weiter gedrungen als unsre Vorältern; hat sie die Grenzen ihrer Untersuchungen und Nachforschungen näher bestimmen gelernt: so kann dieses unsre Verehrung für die heilige Schrift nicht vermindern. Haben die Weisen spätrer Zeit mit angestrengter Bemühung neue Beweise von der Allmacht, Größe, Unermeßlichkeit des Urhebers aller Wesen entdeckt; ist es ihnen gelungen, den Mehrtheil der kultivirten Menschheit bis zur unbestreitbaren Evidenz zu überzeugen, daß unser Erdkörper ein unbedeutender Punkt in dem System der Welten sey: so soll uns das nicht irren, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte davon schweigt, daß in ihr alles sich nur auf Erdschöpfung bezieht. — Dort ist freilich der ganze Him-

mel mit den unzählbaren Gestirnen blos als ein Prachtgewölbe, blos als eine Vorrathskammer von Regen für die winzige Erde aufgestellt — was thut das? Diese Kenntniß war für die Kinderwelt hinlänglich. — Es soll uns nicht irren, daß in jener Darstellung Sonne und Mond, als Lichter, oder als leuchtende Körper einzig und allein zur Erhellung und zum Nutzen eines unbedeutenden Punkts bestimmt sind, da wir [illegible] überzeugende Beweise haben, daß der Mond [illegible] und [illegible] gar nicht leuchtet, und nur von der Sonne [illegible] Licht empfangt. — Es soll für uns kein Einwurf gegen die Gottlichkeit jener Urkunde seyn, daß der Erdbeschreibung fünf volle Tage und zur Erschaffung des ungemessenen Weltalls und seiner unzählbaren Sonnen nur Ein Tag gewidmet ist. Wir werden vielmehr in dieser Offenbarung die Allgüte Gottes erkennen, die sich zu der Fassungskraft einer noch ungebildeten Welt herunterläßt, um sie zu belehren und zu weiteren Fortschritten fähig zu machen. Wir werden Gottes Allmacht bewundern, daß er dem Menschen die Fähigkeit gegeben, seine Geisteskräfte zu entwickeln, und aus eigenem Vermögen Kenntnisse zu erwerben, welche ihn zum Bürger einer andern Welt reifer und tüchtiger machen. Dieser für ihn so geebnete Weg, worauf er seine höhere Bildung sich selbst verdankt, vermehrt auf der einen Seite sein Verdienst, so wie es auf der andern seine Freude erhöhet. — —

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, genügt dem Menschen nicht nur, was ihm geoffenbaret worden, sondern auch die Art und Weise, wie es geschehen ist. Sein Gemüth erhebt sich, wenn er in der ersten Urkunde die Geschichte seiner Erschaffung dargestellt findet — Er, auf der Stufenleiter der belebten irrdischen Wesen, der Erste und Ausgezeichnetste, krönt nicht allein das Schöpfungswerk, sondern er wird, ganz in dem Geist der Morgenländer, mit einer besondern Feierlichkeit, in die Welt

einzuführen, deren Statthalter zu seyn er bestimmt ist. — Wie bei der Wahl eines Landesfürsten, versammelt der Weltherr gleichsam erst einen neuen Senat, um, menschlicher Weise zu reden, mit demselben zu überlegen, wie dieser Erdengott, sein Lieblingsgeschöpf, den er neuen den Engeln — Ebenbilden — nachsetzt, auszustatten sey. — Wie ist dieses alles den Begriffen einer Urwelt angemessen! wie getreu in dem Sinn eines Orientalen gebildet; wie einfach erhaben und kunstlos!

Was dieser Darstellung am mehrsten den Eingang in das menschliche Gemüth erschwert hat, liegt, wie es scheint, in der neu erfundenen und üblichen Kunstwörtersprache, die fast allen theologischen Schulen eigen ist. Es hat nicht wenig Irrthümer und Mißverständnisse veranlaßt, daß man alles in göttlich und menschlich, in heilig und profan, in Sprache des Verstandes und in Dichtersprache eingetheilt hat. — Die hebräische Sprache kennt diese Scheidewände, in dem Sinne, worin die abendländischen Sprachen sie nehmen, nicht rund unterscheidet auch nicht so genau. Sehr natürlich. Je weiter die Geistesbildung fortschreitet, je schärfer sie die Verschiedenheiten bemerkt, je bestimmter sie die Ideen trennt, je mehr Zeichen sind erforderlich, um sie im Gedächtniß festzuhalten. Dadurch erlangt die Sprache Fülle und Reichthum. Je größer die Sammlung der Beobachtungen, besonders in der intellektuellen Welt wird, je feiner die Unterschiede sind, die der Scharfsinn ergrübelt, je umfassender wird der Sprachschatz. Um ihn zu ordnen, werden Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht. Es entstehen aus Einer mehrere Sprachen: die gewöhnliche, die theologische, die metaphysische oder philosophische, die poetische u. s. w. Davon weiß die Urwelt nichts; wenigstens sind sich die Sprachbildner dessen nicht bewußt. Daher erscheint die Sprache der Morgenländer bilderreicher, sinnlicher, feuriger. Der Abendländer, der fleißige Erfinder neuer, eigenthümlicher, keine

ſinnliche Bilder erweckender Zeichen und Benennungen giebt den ſeinigen den Vorzug, und thut wohl daran, ihnen den Vorzug zu geben; denn je transſcendentaler der Ausdruck, je weniger iſt er der Mißdeutung unterworfen. So ſagen wir z. B., die Natur hat einen Baum hervorgebracht, wo der Hebräer in Ermangelung dieſer abſtrakten Benennung ſagen muß: Gott hat den Baum gepflanzt. Wir ſagen: Newton hat durch die Kraft ſeines Verſtandes ſehr wichtige Wahrheiten entdeckt; der Hebräer muß ſagen: der Geiſt Gottes rührte auf den Kunſtverſtändigen Bezallel. Er hat keinen andren Ausdruck dafür, und daher das Bedürfniß jede Veränderung, nicht bloß die in der geiſtigen Natur, unmittelbar der Gottheit zuzuſchreiben. Jede Erfindung, jede ſonſtige unerwartete lebhafte Ideenverbindung, erhält, wenn ſie bekannt wird, in der hebräiſchen Sprache den Charakter der göttlichen Eingebung. Die heiligen Urkunden liefern dazu die Beweiſe faſt auf jeder Seite. Wem ſind die Ausdrücke: ein Berg Gottes, ein Wind Gottes, ein Sohn Gottes, ein Mann Gottes, ein Geiſt Gottes unbekannt? Wie natürlich iſt es daher, daß dem Leſer, dem in den neueren Sprachen die abſtrakten und philoſophiſchen Bezeichnungen geläufig geworden ſind, jene Benennungen, jene Ausdrücke, jene Redensarten, als Produkte der Einbildungskraft erſcheinen, und wir werden ſie, in Vergleichung mit den unſrigen, bald dichteriſch, bald begeiſtert nennen, wenn ſie es auch in der Wirklichkeit nicht ſind. — Fern ſey es alſo von uns, die Schöpfungsgeſchichte ſo unrichtig zu beurtheilen. Sie iſt weder zur Ergötzlichkeit erfunden, noch ein Dichtergemälde, noch eine Erzählung vorgetragen im poetiſchen Gewande. — Wenn ſie manchem geiſtreichen Manne ſo erſchienen iſt, ſo liegt das in ſeiner Lage, in dem Geſichtspunkt, aus welchem er ſie erblickt, in der Verſchiedenheit des Kulturgrades, in welchem er gegen die Urwelt ſteht. Sie iſt vielmehr eine treue Relation derjenigen Wahrheiten, die Moſes in ſeiner

und ſeines Volks Sprache empfangen und den Iſraeliten mitgetheilt hat. Will man ſie deßwegen eine Erzählung, der poetiſchen Welt zugehörig, nennen, weil alle Erſcheinungen in dem Jugendalter der Menſchheit, in einer regeren, lebendigeren, feurigeren Geſtalt aufgefaßt werden, ſo mag dies immerhin geſchehen. Nur hüte man ſich vor der Vorſtellung: die Schöpfungsgeſchichte ſey etwa wie das Werk eines Dichters neuerer Zeit, der im Beſitz mehrerer Idiome vorzüglich das bilderreiche wählt, um deſto kräftiger und inniger auf das Gemüth des Zuhörers oder des Leſers zu wirken. Dieſes iſt dem Geiſt unſrer Religion durchaus zuwider, und es iſt klar, daß der Streit über Verſchiedenheit der Zeichen, des Tons und der Anſicht, wenn man ſich gehörig verſtändigt, ein bloßer Wortſtreit wird: in der Sache ſelbſt iſt man einig.

Anmerkung: Einem oder dem andern meiner jungen Leſer dürften folgende Bemerkungen Veranlaſſung ſeyn, über die im Text berührte Materie weiter nachzudenken. Sie ſind wahrſcheinlich von Garve oder Eberhard. Beide geiſtvolle Schriftſteller haben ſolche Unterſuchungen geliebt, und mit Scharfſinn behandelt. — Sie ſtehen in einem Leſefrüchte-Büchlein von 1781 verzeichnet. —

„Alle Sprachen kommen darin überein, daß die Wörter, welche jetzt unſinnliche Ideen bezeichnen, urſprünglich ſinnliche bezeichnet haben; dieſes kann nicht auffallen. — Zwei Umſtände machten dieſen Uebergang von dem Sinnlichen zum Unſinnlichen nothwendig. Der Erſte das Bedürfniß des Redenden, der Andere das Bedürfniß des Hörenden. Man konnte keine Ideen ausdrücken, die man noch nicht hatte; und man hatte keine andere als ſinnliche. Ferner: indem man jemand mit dem Namen eines Dinges bekannt machen wollte, mußte man das Ding ſelbſt vor ihn hinſtellen; und das konnte wieder nichts anderes als ein ſinnlicher Gegenſtand ſeyn.

Die Spuren dieſes Verfahrens ſind noch bis jetzt in

einigen Urſprachen aufbehalten. Zu dieſen gehört unſtreitig die Deutſche. In ihr iſt es deutlich ſichtbar; ſowohl die ſinnlichen Grundbegriffe der unſinnlichen Begriffe, als auch die angezeigte Mittheilungsart der Zeichen dieſer Ideen. Grund, Schluß, Schlieſſen u. ſ. w. mögen als Beyſpiele des erſten Theils, ſo wie Vorſtellen (gleichſam vor den Verſtand hinſtellen), Verſtand (Verhand), Begreifen (durch das Gefühl ſich eine Idee von dem Gegenſtande verſchaffen), Begriff, Vernunft (von Vernehmen) zu Beiſpiele von dem andern Theile des urſprünglichen Verfahrens bei der Einführung der Tonſprache dienen.

Es hat gewiß eine beträchtliche Zeit gedauert, ehe man durch die Hülle des Sinnlichen zu dem Unſinnlichen, das dem Gegenſtand anklebt, vorgedrungen iſt. Indeß iſt es offenbar, daß nach oft wiederholtem Anſchauen des ſinnlichen Gegenſtandes endlich das Unſinnliche, das in ihm verborgen liegt, ſich werde losgewunden und als beſondere Idee vor dem Verſtande dageſtanden haben. — Es iſt vielleicht überflüßig, Beiſpiele davon anzuführen, daß, wie ſich die Begriffe entwickelt haben, die Wörter, die jetzt unſinnliche Ideen bezeichnen, anfangs ſinnliche bezeichnet haben; und daß ſie, nach einem natürlichen Geſetz der Einbildungskraft, auf jene ſind übertragen worden, und zwar dergeſtalt, daß das Sinnliche, wenn es anfangs die Hauptidee war, durch den Gebrauch in den Rang der Nebenideen zurück gewichen iſt. — Doch zur gröſſern Deutlichkeit mag Folgendes dienen. — Das Wort Neigung bedeutete urſprünglich, die Abhängigkeit einer ſchiefliegenden Fläche; wer wird aber jetzt wohl Bedenken tragen zu ſchreiben: „dieſer Mann iſt von einer unüberwindlichen Neigung fortgeriſſen worden"? ungeachtet die Unüberwindlichkeit und das Fortreiſſen, der Neigung nach ihrer erſten ſinnlichen Bedeutung nicht zukommt. Man wird leicht zugeſtehn, daß bei dem Leſen dieſes Satzes nichts von einer ſchiefliegenden Fläche in der Vorſtellung vorſchwebt. — Die Seele, ſobald ſie durch die Gedankenreihe recht geleitet wird, beachtet nur das allgemeine Unſinnliche, was der körperliche und geiſtige Gegenſtand gemein haben. In dem vorliegenden Falle, die phyſiſche Nothwendigkeit ſich auf eine gewiſſe Art zu modificiren. Dieſes geſchieht in dem Geiſte durch die Begeh-

rungskraft, in dem Körper durch die Bewegungskraft. In dem erſten, ſo wie er durch die Erwartung des Vergnügens, in dem andern, wie er durch ſeine Schwere beſtimmt wird. — Dem Sprachgebrauche kommt hier die Materie mehrentheils zu Hülfe. Die Einbildungskraft wird durch das allgemeine Licht des Inhalts auf die Seite eines Begriffes leicht hingelenkt, den der Redende, oder der Schriftſteller will beachtet wiſſen. Man wird ſich nicht einfallen laſſen, bei dem Worte Neigung etwas andres als das Allgemeine zu denken, das auch den Bewegungen eines Geiſtes zukommen kann.

Dieſes Erheben der ſinnlichen Bedeutung zur unſinnlichen hat indeſſen ſeine mannigfaltigen Grade. In der einen Sprache iſt es bereits mehr geſchehen als in der andern; in den lebendigen weit mehr als in den todten. — Ein Wort wird alsdann ein eigentlicher Ausdruck, wenn in der philoſophiſchen Sprache, das Allgemeine die Hauptidee, das Beſondere aber eine unmerkliche Nebenidee werden wird. Daher kann durch die Gewohnheit, der Gebrauch eines Worts aufhören anſtößig zu ſeyn, der es vormals geweſen iſt. — Man hat den Ausdruck: ſich auf Ausſichten lehnen, an einem der korrekteſten Schriftſteller getadelt; und es iſt wahr, die Nebenideen von Ausſichten und Lehnen zerſtören die Harmonie des Satzes; hätte er ſtatt Ausſichten Hoffnungen geſetzt, würde man es vielleicht weniger auffallend gefunden haben. — Ein eigentlicher Ausdruck ſcheint alſo derjenige zu ſeyn, deſſen Bedeutung eine Vorſtellung iſt, der der Ausdruck zum unmittelbaren Zeichen dient. — Augenſcheinlich iſt's alſo, daß die eigentliche Bedeutung eines Worts wandelbar iſt. — Das Wort Handlungen hat ohne Zweifel urſprünglich Bewegungen und Verrichtungen der Hände bezeichnet; wem wird es aber wohl einfallen, dieſes jetzt für die eigentliche Bedeutung des Worts zu halten, weil ſie die etymologiſche und urſprüngliche iſt? Bis auf Luthers Bibelüberſetzung war die eigentliche Bedeutung des Worts Heiden Völker überhaupt; jetzt iſt ſie Völker, die eine polytheiſtiſche Religion haben. Die Bedeutung der Worte werden bald weiter bald enger, doch mehr das erſtere als das letztere."

6.

Mendelssohns Antwortschreiben

an

Charles Bonnet.

Vorwort.

Folgender Brief ist meines Wissens nirgends gedruckt, und also auch nicht bekannt worden. Vielleicht wird er selbst dem Literator willkommen seyn, weil er die Geschichte der Lavaterschen Uebereilung ergänzt, und einen neuen Stempel der Wahrheitsliebe auf den Charakter unsres Weltweisen drückt. — Zum Verständniß derjenigen meiner jungen Leser, die von dieser Angelegenheit zum erstenmal reden hören, wird Folgendes hinlänglich seyn. — Lavater hatte vor etwa 30 Jahren eine Schrift des, als Naturforscher und Philosophen rühmlichst bekannten, Bonnet aus dem Französischen übersetzt. Sie führte den Titel: „Untersuchung der Beweise für das Christenthum." Er eignete sie unsrem Mendelssohn mit einer gedruckten Zuschrift zu, worin er den Juden aufforderte, entweder die aufgestellten Beweise zu widerlegen, oder die Religion seiner Väter zu verlassen. Diesen Antrag nahm L., nach erfolgtem Briefwechsel mit dem Weisen, förmlich zurück; besonders da alle ehrwürdige und fromme Männer der damaligen Zeit die unüberlegte Zumuthung höchlich gemißbilligt hatten. Bonnet selbst wußte nichts davon, weil er sie sonst wahrscheinlich verhindert hätte. (S. Schr. M—s an Lavater. Berlin, bei Fr. Nicolai 1770.) In diesem Schreiben hatte der Angegriffene gesagt: a) Die mehrsten philosophischen Hypothesen des B. wären auf deutschem Grund und Boden erwachsen; b) Die allgemeinen Betrachtungen, die derselbe in seiner Schrift voraussetzt, wären nicht der gründlichste Theil seines Werks; und endlich c) Die mehresten Schlußsätze des christlichen

Weltweisen, scheinen so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß er (Mendelssohn) sich getraute: welche Religion man wolle, mit denselben Gründen zu vertheidigen. Diese Behauptungen, besonders die letzte, hatte den Genfer Gelehrten verstimmt, und er schrieb einen, vermuthlich etwas empfindlichen Brief an M., worauf nachfolgender die Antwort ist. Bonnets Schreiben ist wahrscheinlich verloren gegangen. — M — s Antwort mag vielleicht keine Erörterung enthalten, die er nicht, wenn auch später, in seinen Schriften vorzüglich in seinem Gehaltreichen „Jerusalem," besser, deutlicher und eindringender entwickelt hat. Indessen möchten doch einige Punkte hier klärer beleuchtet seyn, zu welchen jene Schriften keine Gelegenheit darboten. Und in dieser Hinsicht dürfte der Brief dem Gelehrten, wäre es auch nur der Vollständigkeit wegen, nicht unwillkommen seyn. — Die Literatoren gleichen hierin den Kunstfreunden; auch diese nehmen Skizzen, Netz- und Probedrucke in ihren Sammlungen auf, selbst wenn sie die ausgeführten Werke der Meister besitzen. Auch der Numismatiker verschmäht minder ausgeführte Kunstgebilde nicht, die einer merkwürdigen Epoche ihr Daseyn verdanken, wenn auch der Künstler in spätern Zeiten einem andern Werke desselben Gegenstandes mehr Vollendung und höhern Werth gegeben hat. — Das Haupterforderniß ist Aechtheit und Gleichzeitigkeit. — Für beides kann eingestanden werden, wenn es noch sonst einer Verbürgung bedürfte. — Für meine Religionsgenossen, denen der Brief vorzüglich gewidmet ist, enthält derselbe sehr wichtige Ideen, die zum Nachdenken vielen Stoff darbieten, und es wäre ein sehr betrübender Gedanke, wenn unsre jungen Männer an dergleichen Untersuchungen weder Freude noch Interesse mehr fänden.

Der Brief in Deutscher Sprache ist Urschrift; Bonnet bekam, wie zu vermuthen steht, eine Uebersetzung davon. Die Abschrift ist zwar nicht von Mendelssohns

eigner Hand, aber von ihm ſelbſt theils verbeſſert, theils mit Zuſätzen vermehrt, und hie und da verräth der Styl, daß der Verfaſſer dem Ueberſetzer in die Hand gearbeitet hat.

D. F.

Mein Herr.

Die unangenehme Empfindung, die Sie von dem Vorfalle zwiſchen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weiſe Beſcheidenheit, mit welcher Sie ſich in Ihrem Schreiben vom 12. dieſes darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. — Es iſt ſeltſam, daß drei gute Menſchen, die ſich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem beſten Willen von der Welt, ſich einander wechſelsweiſe Verdruß machen müſſen. — Was mich am meiſten beſchämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange ſich nichts vorzuwerfen haben.

Der Diaconus zu Zürich hat ſeine Uebereilung ſo gut als eingeſtanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtſamkeit frei geblieben. — Die innern Kränkungen, welche ich über des Herrn Lavaters Zumuthung gelitten, ließen mich auch gegen Sie weniger Beſcheidenheit äußern, als ich Ihren Verdienſten, und dem Bewußtſeyn meiner Schwachheit ſchuldig bin. — Ich hatte mir die Lage der Sache nicht ſo vorgeſtellt, wie ich ſie itzt finde. Der Ueberſetzer, dachte ich, wird dieſen ſeltſamen Schritt nicht ohne Vorwiſſen des Verfaſſers gethan haben; alſo iſt die Aufforderung von dem Verfaſſer der Palingeneſie gebilliget worden, alſo — bedenken Sie ſelbſt, was ſich aus dieſer falſchen Vorausſetzung für Folgen ziehen laſſen! — Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingeneſiſten mich eines Beſſern belehren werde. — Erſt zu

Ende des Decembers meldet mir Herr L., daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als 15 Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund! dem Diaconus zu Zürich, und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit.

Es ist unser aller nicht anständig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von Einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen können. Sind mit diesen Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden? Was thut dieses? In unsern Ohren werden diese Namen nichts feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. — In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben. Sie können sich leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr, scheinen von der Natur zu diesem Amte nicht besser begünstiget zu seyn.

Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir dieſe Ausdrücke) faſt zu weit getriebene Beſcheidenheit ſchicken ſich für keinen geiſtlichen Athleten. — Ich halte den Diaconus zu Zürich für Wahrheitliebend genug, ſich hierin von Ihnen belehren zu laſſen. In dieſem Falle iſt unſre Streitſache geendigt, und ſie hat für mich die unſchätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmteſten Weltweiſen unſrer Zeit in Bekanntſchaft und Briefwechſel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, beſaß ein wenig von der Eigenſchaft, die Sie dem Herrn L. verweiſen, und die an einem jungen Menſchen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten iſt. Enthuſiaſtiſch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob deſto weniger nützen und auch deſto weniger gefallen kann, je uneingeſchränkter es iſt.

Ein Beweis davon iſt ſeine Vorrede zu der Broſchüre von meinen Schriften, *) die er unter Ihren Augen ins Franzöſiſche überſetzt hat. Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in ſeinen freundſchaftlichen Briefen, von Ihrem Charakter ſowohl als von Ihren Einſichten, beigebracht, durch die Consideration sur le corps organisées, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen beſtätiget; und ſeit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen ſtudirt.

In der Vorausſetzung, daß Ihre Unterſuchung dazu dienen ſollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich ſie weder gründlich noch philoſophiſch finden.

In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Chriſtenthum zuſchreiben, und ein Jude oder Mahometaner ſeyn. — Alle die Lehren, die dem Chriſtenthum eigen ſind, und wodurch es ſich von den übrigen Religionen, und ſelbſt von der Religion der Vernunft

*) Die Briefe über die Empfindungen.

unterſcheidet, haben Sie ſorgfältig verſchwiegen, aus der liebreichen Abſicht von der Welt, wie Sie ſich erklären: um ſeiner Seele vor den Kopf zu ſtoßen. Dieſes ließ mich die wahre Abſicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn L. auch merken laſſen. Allein die unglückliche Zueignungsſchrift hatte mir einmal den wahren Geſichtspunkt verrückt; und ich erſtaunte billig, daß man mir Lehren entgegenſetzte, die von allen Religionen angenommen werden müſſen, und das Chriſtenthum nicht einmal von der Religion der Wilden (wenn ſie eine haben), unterſcheiden. In dieſer Betrachtung hat mir jede Apologie, in welcher man ſich auf die beſondern Lehren des Chriſtenthums einläßt, und ſolche mit der Vernunft übereinſtimmig zu machen ſucht, philoſophiſcher und gründlicher ſcheinen müſſen, als die Ihrige. Außer den theologiſchen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allerſubtilſte Metaphyſik zur Vertheidigung des Chriſtenthums angewendet wird, giebt es in Deutſchland ſehr viele Apologien von dieſer Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will.

Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da ſie, wie Sie ſelbſt ſagen, nur dazu eingerichtet iſt: die Ungläubigen in Ihrer eignen Kirche, mit einer falſchen Philoſophie die Grundſätze ihres Glaubens beſtreiten, auf beſſere Gedanken zu bringen, und ſo mein Urtheil zurückzunehmen.

Laſſen mir übrigens vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie erkennen, daß ich durch die Worte:

„die neueſten philoſophiſchen Hypotheſen des Verfaſſers und auf deutſchem Grund und Boden erwachſen u. ſ. w.“

die Abſicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beſchuldigen. Selbſt die Beſorgniß einer falſchen Auslegung, d

man, wie Sie zu ſagen belieben, meinen Worten, wider meine Abſicht, geben konnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von ungefähr vor einigen Tagen in deutſchen gelehrten Zeitungen geleſen hätte, daß Ihnen von Jemanden dergleichen liebloſe Beſchuldigungen gemacht werden ſind. Ich glaube, daß man in metaphyſiſchen Dingen mit ſolchen Beſchuldigungen nicht behutſam genug ſeyn könne. Neue Wahrheiten ſind, wenn man will, in dieſer Wiſſenſchaft ſeit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die unterſucht zu werden verdienen, das Für und Wider ſchon ſo vielmal wechſelsweiſe behauptet, daß, wer etwas ganz Neues ſagen will, beinahe etwas Ungereimtes ſagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiſer ſchon geklagt hat, ſoll das Ungereimte ſelbſt bereits zu ſeiner Zeit von noch ältern Weltweiſen erſchöpft geweſen ſeyn. — Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypotheſen gefunden oder finden wollen? Er ſelbſt hat ſelten etwas behauptet, ohne es aus einer vielleicht übertriebenen Beſcheidenheit irgend einem Alten zuzuſchreiben. — — Ich kann meiner Seits die Hypotheſe von präordinirten Wunderwerken, mit den ausdrücklichſten Worten, in verſchiedenen Stellen des Majemonides, und die von einem ſubtilen, organiſirten, ätheriſchen Leibe, der in dieſem groben Körper eingehüllt, und der eigentliche Sitz der Seele iſt, in alten Kabbaliſten zeigen, die Ihnen ſogar dem Namen nach wahrſcheinlicher Weiſe, unbekannt ſeyn werden. — Dieſe Letzteren nennen dieſe ſubtile Körper Rouach, Geiſt, zum Unterſchiede von der Seele, Neschamah, und ſprechen: der Geiſt ſey ein Vehiculum der Seele u. ſ. w. — Allein, wer in metaphyſiſchen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von ſich ſelbſt bemerken, die Begriffe aufheitert, und die Wahrheit aus einem neuen Geſichtspunkte zeiget; wer ſie mit andern richtigen Wahrheiten in Verbindung bringt, und dem planen Menſchenverſtande bis auf die ſubtilſten Speculationen

hinausführt, dem kann meines Erachtens in dieser Wissenschaft das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden. — Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt gewesen, Ihnen dieses Verdienst streitig machen zu wollen, und erbiete mich, dieses bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Absicht war blos, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn L. zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er nur zu meiner Belehrung anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind, und daß nach dem Leibnitz die Monadisten alle, und vornemlich Hansch, Wälfinger, Canz, Baumgarten durch subtile Speculationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet, und daß ich, als ein Deutscher, meine Landesleute gelesen habe. Die gehäßige Beschuldigung, deren Sie erwähnen, ist mir dabei so wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvor zu kommen, oder sie abzulehnen. —

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: „die Anwendung und der Gebrauch, den der Verf. „von den allgemeinen Betrachtungen zur Vertheidigung „seiner Religion macht, hat mir so unstatthaft, so willkürlich geschienen, daß ich einen Bonnet beinahe ganz „darin verkannt hätte,' und Sie scheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Bescheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse dem Leser vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: „Seine mehrsten Schlüsse „sahe schienen mir so wenig aus den Vordersätzen zu fol„gen, daß ich mich getrauen wollte, welche Religion „man will, mit denselben Gründen zu vertheidigen;" und Sie fragen: ob ich mich unterfünde, mit eben den Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moses und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen, andere

Gründe haben könnte, als diejenigen ſind, deren Sie ſich zum Behuf des Chriſtenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über dieſe Fragen mich etwas umſtändlich zu erklären. — Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen ſagen, daß ich die Socratiſche Beſcheidenheit, die mit der feſten innerlichen Ueberzeugung die äuſſerlichen Merkmale der Schwachheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe und daß ich viel mehr von der Materie als von der Form Ihrer Argumentationen geſagt habe, daß ſie nur willkürlich und ſchwankend ſcheinen. —

In ſo weit eine jede Offenbarung ein hiſtoriſches Factum vorausſetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugniſſe und Monumente dargethan werden. Hierin ſtimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologisten des Chriſtenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, ſobald man glaubhafte Zeugniſſe hat, daß ein Prophet Wunder gethan, ſo ſey an ſeiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweiſen Sie in der That durch eine ſehr geſunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugniſſe von Wunderwerken auch glaubwürdig ſeyn können. Dieſe Argumentation iſt es, von der ich ſage, daß man welche Religion man will dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugniſſe haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jeſu von Nazareth von auſſerordentlichen Männern unſres Glaubens verrichtet worden ſind? und dieſe Zeugniſſe ſind uns wenigſtens ſo glaubhaft, ſo ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier ſind alſo Zeugniſſe wider Zeugniſſe.

Eine von meinen Glaubensgenoſſen faſt verfolgte jüdiſche Secte in Polen und an den Gränzen der Ukraine

will noch kürzlich Wunder gethan haben?' und ich kenne anſehnliche, und ſo viel ich weiß, auch rechtſchaffene Männer, die ſolche als Augenzeugen beſtätigt haben. Ihre Widerſacher und Verfolger ſelbſt geſtehen ihnen die Facta en, ſchreiben ſie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. — Alles dieſes iſt ſchwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieſer Secte ſelbſt (wenigſtens iſt mir noch keine Schrift von ihr zu Geſichte gekommen), ſondern von ihren Widerſachern und Feinden, die ſie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt dieſe Ankläger, und unſre Enkel, wenn ſie dieſe Schriften zu ſehen bekommen, müſſen die Sache ſelbſt als zugeſtanden annehmen, und, ich weiß ſelbſt nicht was, daraus ſchlieſſen, wenn auf Wunderwerke zu bauen iſt. —

In dem erleuchteten Paris ſollen, wie Sie und Ihr Ueberſetzer mit Verwunderung ſelbſt anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geſchehen, die, wenn wir das Factum eingeſtehen, nichts anders als Wunderwerke ſeyn können. Die Wahrheit der Thathandlungen ſelbſt iſt ſchon oft von ganzen Magiſtratsverſammlungen mit Unterſchrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müſſen: was wollen wir dieſer Religions-Parthei entgegenſetzen? Wollen wir ſagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene ſind? Mit welchem Rechte? — Sie ſagen in Ihrer Unterſuchung, daß dieſe vorgegebenen Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchſten Weſen unanſtändig ſey, den Lauf der Natur um einer ſo unwichtigen Urſache willen zu unterbrechen, als die iſt: ob in einem gewiſſen Buche gewiſſe Sätze enthalten oder nicht enthalten ſind. Allein ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die ſtrenge Billigkeit nicht finde, die der Valengeneſiſt ſonſt ſeinen Gegnern ſelbſt nicht zu verſagen pflegt. Sie bedenken nicht (kann ein Schüler des Janſenismus ſagen) daß dieſe Wunder, wenn ſie zugege-

den werden, zugleich indirekte Beweiſe von der Wahrheit der päbſtlichen Religion und des Chriſtenthums überhaupt, abgeben, und daß wir dadurch in den Stand geſetzt werden, alle übrige Secten und Meinungen der Menſchen, ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung, durch den Augenſchein zu widerlegen: wie kann Ihnen dieſe Ausſicht unwichtig ſcheinen? — Iſt es dem allerhöchſten Weſen unanſtändig in unſren ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demſelben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Iſt es ſeiner unanſtändig, die Freigeiſter, die nicht glauben wollen, wenn ſie nicht ſehen, oder andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andere Abwege gerathen ſind, durch die unläugbare Evidenz der Sinne zurück zu führen? Sobald aber die allerhöchſte Weisheit für nöthig finden kann, Wunder geſchehen zu laſſen, ſo wird ſie wahrſcheinlicher Weiſe diejenige Religions-Parthei dazu auserſehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächſten kömmt. Geſetzt, der Umſtand, wodurch ſich dieſe beſondere Secte von allen übrigen unterſcheidet, ſchiene von keiner Erheblichkeit, ſo bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anſtändig ſey, eine Unwahrheit zu begünſtigen, ſie möge wichtig oder unwichtig ſeyn. Wenn ſie daher aus andern wichtigen Abſichten Wunder geſchehen laſſen will; ſo kann ſie ſolche nirgend anders als bei der Secte geſchehen laſſen, die in allem die Wahrheit für ſich hat. —

Man wird im alten und neuen Teſtament manche Wundergeſchichte finden, die eine ſehr geringfügige Veranlaſſung gehabt; allein der Endzweck, der indirekte dadurch erhalten werden ſollte, war immer groß und dem allerhöchſten Weſen anſtändig. Auf eine ähnliche Weiſe kann Gott in unſren Tagen Wunder verrichten laſſen, um unmittelbar eine, wenn man will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, um mittelbar und indirekte aber alle Irrgläubigen und Ungläubigen in den Schooß der Kirche zurück zu führen u. ſ. w.

Ich wiederhole alſo meine Frage: was können wir dieſen Leuten entgegenſetzen, wenn wir unſren Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterſtünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieſelben Gründe zu vertheidigen? — Vom Confucius iſt mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und ſeine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet ſich herabgelaſſen, wie er ſich ausdrukt, Wunder zu thun, und die Muſelmänner die Zeugniſſe davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir ſie widerlegen? Wollen wir ihre erſten Zeugniſſe oder die Fortpflanzung derſelben verdächtig machen, ſo ſteht ihnen der Weg der Retorſion offen. Es iſt ſchwer, unendlich ſchwer, in dieſer Sache ſich auf ſeine eigne Unpartheilichkeit zu verlaſſen; und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Partheÿ ſind, zugleich als Richter erkennen ſollen? — Die Wunder der Chriſten, Juden und Mahometaner widerſprechen ſich einander. In jeder Religion ſelbſt widerſprechen ſich die Wunder, die verſchiedene Secten wollen aufzuweiſen haben. Wo ſind die Merkmale, wodurch wir in einer ſo wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterſcheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu der Zeit des alten Glaubens, Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden ſind. Auch falſche Propheten ſollen haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei? geheime Künſte? oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu beſſerem Gebrauche verliehenen auſſerordentlichen Kräfte und Gaben? getraue ich mich nicht zu entſcheiden. Genug, daß die Gabe Wunder zu thun für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden iſt. Der Geſetzgeber der Juden erklärt ſich darüber mit

deutlichen Worten (Deuteron C. 13, v. 1. f.) und Jesus von Nazareth spricht eben so ausdrücklich, vielleicht noch entschiedener von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke. Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden u. s. w. (Matth. 24. 24.)

Wenn also diese beiden Gesetzlehrer sagen: daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können?

Mit der Sendung Moses hat es eine andere Bewandniß. Diese gründet sich nicht bloß auf Wunderwerke, denn ich wiederhole es: Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich angegeben worden. Sie steht vielmehr auf einem weit sichereren Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dollmetscher eingesetzt hat. — Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohren-Zeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines ferneren Zeugnisses noch Beweises. Daher es auch heißt: (Exod. 19.) Und der Herr sprach zu Mose: Ich werde mich in einer dicken Wolke dir offenbaren, damit die Nation es höre, wenn ich mit dir rede; so werden sie auch an dir immer glauben; und an einem andern Orte (ibid. 3, 12.): Dieses diene dir zum Beweise, daß ich dich gesendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt haben wirst, sollt ihr auf diesem Berge Gott anbeten.

Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist wahr, Mo-

ſes hat ſehr groſſe Wunder gethan, allein nach der Ge-
ſetzgebung, nicht mehr als Beweiſe von der Wahrheit
ſeiner Sendung, ſondern ſo oft es die Umſtände und die
Bedürfniſſe der Nation erforderten. Er berief ſich aber
allezeit mehr auf die göttliche Erſcheinung, als auf ſeine
Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben ver-
weiſen wollte.

Die Iſraeliten ſind ferner zwar von Gott durch Mo-
ſes auch angewieſen worden, einem Propheten, der Wun-
der thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Be-
fehle Gottes verkündiget. Allein, dieſes iſt nach unſren
Religionsgeſetzen ein bloß **poſitives** Gebot, ſo wie das
Geſetz befiehlt, auf den Ausſagen zweier Zeugen in Rechts-
fällen zu entſcheiden. Die Ausſage zweier Zeugen iſt
nicht untrüglich, die Beweiſe, die von Wunderwerken her-
genommen werden, ſind es eben ſo wenig; allein das
poſitive Geſetz muß in ſolchen Fällen tranchiren und un-
ſerm Zweifel Gränzen ſetzen, damit wir in vorkommenden
Fällen eine unveränderliche Richtſchnur haben, die nicht
der Willkühr eines jeden überlaſſen, ſondern durch das
Geſetz beſtimmt iſt. Der Glaube durch Wunderwerke
gründet ſich, unſren Religionslehren zufolge, bloß auf
das Geſetz, nicht auf die Natur der **Ueberzeugung**;
wer ſich alſo auf Wunderwerke beruft, muß das Geſetz
zum Grunde legen, das dieſen Glauben verordnet. Will
man aber durch logiſche Gründe uns die Wunderwerke,
e's ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdrin-
gen; will man ſogar auf das unumſchränkte Zutrauen
zu der Beweiſekraft der Wunderwerke, unſer Geſetz auf-
heben, und ein Neues an die Stelle ſetzen, ſo fallen wir
mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wun-
derwerke, deren ſich ſo viele Religionen und Völker rüh-
men, gegen einander, ſetzen einer jeden alle übrigen ent-
gegen, und verſagen allen unſren Beifall.

Dieſes ſind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne
gehabt, als ich geſagt: ich wollte mich getrauen, welche

Religion man will, durch eben dieſelbe Argumentation zu vertheidigen. Sie ſehen, daß ſie ſich nicht weniger auf den falſchen Geſichtspunkt beziehen, auf welchem auch Ihr Ueberſetzer das Werk betrachten laſſen. Ich kann alſo keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung gegen Herr L., wenn dieſe unvermeidlich ſeyn ſollte. Sobald ich indeſſen das Vergnügen haben werde, das Exemplar der Palengeneſie zu erhalten, womit Sie mich beehren, ſo werde ich ſie mit großer Begierde nochmals in der Urſchrift leſen, wo mich weder die Zueignungsſchrift noch die Noten des Ueberſetzers verhindern werden, den rechten Geſichtspunkt zu treffen. Und geſetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Unterſuchung enthaltene Betrachtungen nicht zuſammen kommen, ſo kenne ich Ihre unverkennbaren Verdienſte aus andern philoſophiſchen Werken zu ſehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leſer und Bewunderer zu ſeyn.

Mit unausſprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundſchaft an, die Sie mir ſo großmüthig anbieten. Sie iſt das koſtbarſte Geſchenk, das ein Sterblicher mir machen kann; und ich darf Ihnen, ohne Ihrer Beſcheidenheit zu nahe zu treten, nicht anſtehen, wie ſehr ich Ihnen für dieſe Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn L. den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verurſacht hat, ſo muß ich ihm nunmehr den verbindlichſten Dank dafür wiſſen; denn ſeine Uebereilung hat mich ſo glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieſer Benennung würdiger zu machen, und wünſche nichts ſo ſehr als eine Gelegenheit, die vollkommenſte Hochachtung und aufrichtige Freundſchaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn u. ſ. w.

Berlin im Jahre 17[illegible].

(Das nähere Datum fehlt.)

Moſes Mendelsſohn.

7.

Schreiben von Mendelsohn

am 20. August 1770.

Während seines Streits mit Lavater. *)

Mein Herr.

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. — Da Ihnen diese Sprache geläufig zu seyn scheint, so belieben Sie nur immer fortzufahren sich ihrer zu bedienen, wenn Sie nur ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vortheil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen, und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu seyn.

Sieht man bloß auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen derjenigen Menschen, die für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Kommt man aber durch einen glücklichen Zufall das Innere der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit Vergnügen gewahr, daß die Uebereinstimmung unter ihnen größer sey, als man glauben sollte; und daß bei allem äußerlichen Differenzen, die Sitten und allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr aldarne Privat-

*) Die Aechtheit dieses Briefes ist unbezweifelt, wie denn auch Inhalt und Benennungen es bekunden. Aber an wen er gerichtet gewesen, ist nicht auszumitteln; der H. P. v. Voß glaubte an einen gewissen Grafen von Lynar. Er ist irgendwo schon gedruckt, ohne daß angegeben ist wo und wann?

D. H.

ſchriften erhalten, aber auch einige von dem Werthe der Ihrigen, die mir unſchätzbar ſind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über Einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beſchweren darf. Sie ſcheinen mir es als etwas ganz außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jeſu mit Hochachtung ſpreche, die Chriſten nicht haſſe, ihnen keine Injurien ſage u. ſ. w. Sie müſſen alſo ſehr wenigen von meinen Religionsgenoſſen dieſe Beſcheidenheit zutrauen. — Laſſen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren? —

Aben-Eſra hat nur einige flüchtige Anmerkungen, die die chriſtliche Religion angehen; Majmonides hat, ſo viel ich weiß, niemals wider dieſelbe geſchrieben. Orobio *) that es, aber gewiß mit einer Mäßigung, die ihm zur Ehre gereichen muß. — Weltweiſer mag er

*) Orobio, ein Zeitverwandter von Spinoza, gegen den er auch geſchrieben hat, ſtarb 1687 in Amſterdam als Jude. Er war in Spanien von heimlichen Iſraeliten geboren. Nachdem er lange in den Gefängnissen der Inquiſition geſeſſen und die heftigſten Torturen erlitten hatte, entwich er und ging öffentlich zur väterlichen Religion über. Seine Schriften ſind ſehr merkwürdig. Mit Philippo v. Limborch hatte er öffentliche Unterredungen, die dieſer unter dem Titel: Philippi a Limborch amica collatio cum erudito Judaeo, gedruckt zu Teraow 1687 in 4, nachmals neu aufgelegt in Baſel 1740 in 8, bekannt machte. Er ſoll außerdem vier in ſpaniſcher Sprache verfaßte Schriften hinterlaſſen haben, die ungedruckt geblieben ſind, und folgenden Titel führen:

Obras del Doctor Isaac Orobio de Castro, alias Don Balthazar Carbalxaiero de Metaphisica y Medecina en las Universidades de Alcala y sevilla, Medico de la Camara del Duca di Medinaceli, y de la Familia de Borgogna del Rey Philippi Quarto, Professor Publico del Rey de Francia en la y insigne Ciudad de Tolosa, y su Conseyero Mayor.

Was dem Herausgeber von ihm bekannt worden, iſt eine ins Franzöſiſche überſetzte Schrift von ihm, durch einen andren Iſraeliten, Namens Henriquez, unter dem Titel: Israel vengé (London 1770), die ſehr anziehend iſt, und das Urtheil Mendelsſohns hinlänglich rechtfertigt. — S. Hist. des Juifs par Mr. Basnage, Tome 7me p. 1017. seq.

so wenig gewesen seyn, als sein freundschaftlicher Gegner Limborch.

Wer die Schriftstellen besser auszulegen gewußt, wolle sie wir für diesmal ausgestellt seyn lassen. Aber mit mehrerer Wahrheitsliebe scheint mir Orobio zu Werke gegangen zu seyn. Man darf nur die Vorrede des Limborch lesen. — Diese Herren kommen niemals zum Streite, um zu untersuchen, sondern um Recht zu behalten.

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des Neuen-Testaments sagen. Ich glaub' es gar gerne, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben, und sich haben würgen lassen. —

Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil auch Juden, Mahometanern und Chinesern besteht, und wohin vornemlich Griechen und Römer zu rechnen sind. — Es ist höchst sonderbar, daß unsre Urtheile so übel zusammenhängen. — In der Geschichte sind Griechen und Römer unsre Bewunderung, und wir müssen, in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. —

Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche? hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze,

daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sey. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe diesen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir *) angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — La Religion, sagen Sie, est le culte de dieu. Ja! aber es giebt, wie jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen. Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andere Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und so viel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit; wiewohl sie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsre Religion sey die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die Beste sey. Sie ist die Beste für uns und unsre Nachkommen, die Beste für gewisse Zeiten und Umstände, und unter gewissen Bedingungen. —

Welcher äußerlicher Gottesdienst für andere Völker der beste sey, hat Gott ihnen vielleicht gleichfalls durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen.

Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein seyn könne, und daß ich die Reli-

*) nämlich in seinem Schreiben an Lavater

gion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

Moses Mendelssohn.

8.

Stammbuch-Inschriften.

Die Stammbücher sind eine alte Erfindung und schon vor der Reformation im Gebrauch gewesen. Vermuthlich waren es zuerst Studirende und zuletzt Reisende, die dadurch sich eine dauernde Erinnerung von Lehrern und berühmten Männern, die sie kennen lernten, verschaffen wollten, und noch jetzt macht eine Namensunterschrift eines ausgezeichneten Mannes, besonders von alten Zeiten, einen ungemein angenehmen Eindruck. Als die schöne Sitte noch im Flor war, und nicht zur Mode herunter sank, trugen die Sprüche der Gelehrten, wenn sie auch nicht von eigner Erfindung, und also von andern Weisen entlehnt waren, das Gepräge ihrer Gesinnungen und derjenigen Ideen, die vorzüglich ihr Gemüth interessirten und sie beschäftigten. — —

Die erste der folgenden Inschriften, wurde von unserm Weltweisen besonders geistreichen Jünglingen zu Theil. Sie ist sehr bekannt. — Die höchst ehrenwerthe, nunmehr 25 Jahr fortdauernde und in Berlin gestiftete „Gesellschaft der Freunde" hat sie sehr sinnvoll zum Epigraph ihrer Statuten gewählt. Sie lautet folgendergestalt:

Beſtimmung des Menſchen.

Nach Wahrheit forſchen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beſte thun.

Welch ein Thema zur Unterhaltung, welch ein reichhaltiger Text zum Nachdenken, für den Studirenden und den Reiſenden, für den Jüngling und für den Mann!

Das erſte Stammbuch, das dieſe Inſchrift zierte, gehörte einem Herrn v. H. (v. Hagen?) In dem ſeines Bruders ſchrieb der Weltweiſe folgende:

Die Staatskunſt ſpricht:
Wer einen Gott erkennt, der muß geduldet werden;

Die Religion lehrt:
Wer ihn nicht dulden will, erkennet keinen Gott.

Wer bemerkt nicht, daß ſolche Gedanken des edlen Mannes Lieblingsideen waren, die ihn ſtets beſchäftigten und endlich ſo geläufig wurden, daß er ſie glücklich ausdrückte, und gern auf fruchtbaren Boden ausſtreuete. —

9.

Weltklugheit eines weiſen Mannes.

Eine Anekdote aus dem Leben Moſes Mendelsſohns.

In den Sechziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts befand ſich ein Talmudiſt, aus Böhmen gebürtig, B — z, als Hauslehrer bei einem reichen Jüdiſchen Fabrikanten in Berlin. Auſſer dem Studium des Talmuds, hatte er ſich auch gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache erworben; vorzüglich las er gern die alten philoſophiſchen Schriften des Maimonides, Bachai u. a. m., die, da ſie größtentheils aus dem Arabiſchen überſetzt ſind, ſehr

ſchwierige und dunkle Stellen enthalten. Dies brachte ihn in Verbindung mit Moſes Mendelsſohn, der allein im Stande war, ihn hierin zu belehren, und die Dunkelheiten aufzuhellen. B — z war ein dankbarer Schüler, und Mendelsſohns groſſer Verehrer.

Nach mehrern Jahren ging er nach P — g, wahrſcheinlich ſeiner Vaterſtadt, lieſs ſich da häuslich nieder, nährte ſich vom Geldwechſeln und bezog die Leipziger Meſſen. Dabei blieb er den Wiſſenſchaften ergeben; denn er fuhr fort mit M. einen gelehrten Briefwechſel in hebräiſcher Sprache zu unterhalten. Der deutſchen Sprache war er wohl nicht mächtig genug, obſchon er Haller und Leſſing *) geleſen hatte. — Im Jahre 1778 gerieth er, vermuthlich in Leipzig, in einen böſen Handel, ward eines wichtigen Diebſtahls, oder wenigſtens einer Diebeshehlerei verdächtig, und nach P — a auf die Feſtung gebracht, wo er über zehn Monate in Feſſeln und Banden ſaſs. Er ſchien dort ganz vergeſſen zu ſeyn, denn es erfolgte weder Verhör noch Urtheil. **)

Endlich gelang es dem Elenden, aus dem Kerker einen Brief an ſeinen Lehrer und Gönner nach Berlin zu ſchaffen, worin er ſein Misgeſchick in orientaliſchem Styl, doch auch in dieſem wohl nicht übertrieben, ſchilderte, und um Mendelsſohns Fürſprache und Unterſtützung flehete. — Was konnte aber der Weiſe für einen Unglücklichen thun, deſſen Schuld oder Unſchuld ihm gänzlich unbekannt war? Wie ſollte er ihm in einer entfernten Stadt dienen, wo ſelbſt keiner ſeiner Glaubensgenoſſen wohnte, ja wo ſogar kein Jude übernachten darf? Ein Fürſchreiben an den Magiſtrat würde auch wenig gefruchtet haben, beſon-

*) Dieſe beyden Schriftſteller waren vorzüglich die Lieblinge der Juden, die damals anfingen der Lektüre Geſchmack abzugewinnen.

**) Dies muſs in Berlin allgemein bekannt, oder gar unglaublich geſchienen ſeyn, da der Staatsminiſter v. Arnim in ſeiner bekannten Novelle ein Beyſpiel aus Frankfurt an der Oder anführt, daſs ein Polniſcher Jude allda nach vielen Jahren im Gefängniſs ſtarb, der nie verhört worden war.

ders da M. Mendelsohn weder das Verbrechen, noch den Grad des Verdachtes kannte.

Es gelang indeß dem weltklugen Weisen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu befreien. Er antwortete dem Gefangenen diesmal in deutscher Sprache, und schickte ihm den Brief unmittelbar mit der Post zu. Der Brief lautete wörtlich also:

„Mein Herr.

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich „Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie „gerechte Sache haben, ob ich gleich noch nicht weiß, was „Ihnen eigentlich Schuld gegeben wird. Freilich wird „am Ende die Unschuld an den Tag kommen, und Recht „doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar „zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte, „aber, wir wollen hoffen, deste sichrere. Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den göttlichen Willen ertragen; so hoffe ich zu dem Gott unsrer „Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht seyn wird, als es „itzt scheint. Was ich nur immer ertragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß „mit Vergnügen thun."

„Von der Stelle im Buch Kosri *) Abschn. 4. §. 1.) „die Sie berühren **) glaube ich, daß sie weder Mei-

*) Der Kosri ist ein philosophisches Werk in Versichen. Der Verfasser Jehuda Levi war ein Spanier in Granada, und schrieb es in arabischer Sprache, nach Einigen im J. 1090, nach Andern, 1130. Es giebt davon zwei hebraische Uebersetzungen, wovon die Eine mit beigefügte von Rabbi Jehuda aben Tibon vom J. 1167 ist. Von zwei ältern Ausgaben, 1537 und 1574, besitze ich die zweite (Ven-dig, bei Juan Dagara 1574) mit dem Kommentar des Rabbi Jehuda Muscata, unter dem Titel: Kol Jehuda. Man s. Wolfii Biblioth. Hebr. T. 1. pag. 111. und T. 2. pag. 722; imgleichen Buxtorf's Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung dieses Buches, Basel 1660.

**) Daß B—z unsrem Weise die Frage aus dem Gefängnisse vorgelegt habe, läßt sich nicht gut denken. Wie hätte

„cata (in ſeinem Kommentar Kel Jehuda), noch Bur„torf, richtig erklärt haben. Die Schwierigkeit liegt in „den philoſophiſchen Kunſtwörtern, die der Ueberſetzer „buchſtäblich übertragen hat, ohne für ihre Verſtändlich„keit zu ſorgen. Hier iſt meine Erklärung von dieſer „Stelle. *) ... — Ich halte es für unnöthig, die Erklä„rung der Redensarten ... die S. 2[illegible] folg. vorkommen, „und von Muccata ſehr weitläuftig erörtert werden, hin„zu zu fügen, da ich weiß, daß Sie ein denkender Kopf „ſind, und gleichſam nur einen Wink nöthig haben, um „den Weg der Wahrheit nicht zu verfehlen."

„Ich wünſche von Herzen, daß Sie bald befreiet „werden mögen, und verharre mit vieler Theilnehmung „an Ihren Leiden,

Berlin, den Erſten Schat 553[illegible]. (d. i. Februar 1774.)

Ihr ergebenſter Diener Moſes Mendelsſohn."

Der Brief kam richtig an und that ſeine volle Wirkung. Er ward von dem Magiſtrat, wie zu erwarten ſtand, erbrochen, und bewirkte auf der Stelle die Entfeſſelung des Verhafteten, bald darauf Verhör und endlich völlige Freilaſſung.

Dieſer Brief, mit hebräiſchen Lettern, ſteht gedruckt in einer kleinen Sammlung, die B—z (ohne Nennung ſeines Namens) herausgegeben hat, unter dem Titel: „Briefe von dem berühmten Moſes Mendelsſohn ...:" verlegt bei Anton Schmid, K. K. privilegirtem hebräiſchen Buchdrucker. Wien, 1794. Die Sammlung iſt vermuthlich ſelbſt ſeinen Mitbrüdern ziemlich unbekannt geblieben. Der Herausgeber lebt,

der in der Feſtung zu P—a in Feſſeln ſitzende Mann den Kosri, oder auch nur die Luſt zu einer ſolchen Unterſuchung, bekommen? Möglich, daß er die Belehrung in einem frühern Briefe verlangte. Aber auch möglich, und wohl noch wahrſcheinlicher, daß Moſes aus eignem Antriebe die ſchwierige Stelle aufſuchte, um ſie als literariſches Vehikel zu dem Brief zu gebrauchen.

*) Ich laſſe dieſe Stelle, die eine gelehrte Nebenſache betrifft, hier lieber weg.

wie ich unlängst gehört habe, noch, ist ihr des Lichts der Augen beraubt, und vermuthlich nicht in den besten Umständen. Um so angenehmer wird es dem Leser seyn, der diese Anekdote anziehend findet, die Meinung des Mendelssohnschen Briefes mit den Worten des leidenden B—z erzählen zu hören. Ich übersetze diese Stelle getreu.

„Aus der Bedrängniß rief ich Mendelssohn an, er „antwortete mir frei und offen vor den Augen der Räthe „der Stadt und ihrer Bewohner. Seinem Scharfblick „entging es nicht, daß diese den Brief eröffnen und lesen „würden. Dadurch erlangte ich einen großen Werth in „ihren Augen. Wirklich kamen sie auch sogleich, den „Brief in der Hand, zu mir, um mich zu besuchen „und zu trösten. Sie entschuldigten das Verfahren „gegen mich mit folgenden Worten: „„Nicht wir ha„„ben Schuld an den Leiden, die du erlitten, son„„dern dein Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so „„nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, „„nachdem Moses glaubt, du seyst unschuldig, wer darf „„dich noch in Verdacht haben? Wenn er dich so er„„kennt, wer darf dich verkennen? Es thut uns leid, „„daß Gott dich auf diese Weise in unsre Hände geführt „„hat; aber wir wären strafbar, wenn wir dein Schick„„sal nicht sogleich erleichterten, wenn wir nicht alle „„Kräfte anstrengten, dich pfeilschnell aus diesem Kerker „„zu befreien."" — „Und in der That, sie ruheten „und rasteten nicht, bis sie meine Loslassung zu Stande „brachten. So erlangte ich die Freiheit an dem Vor„abende des Passahfestes, zu der Epoche unsres Ausgangs „aus Aegypten. Dankbar verkünd' ich, o Herr! deine „Gnade, die du mir durch den Mann erzeigt hast, der „itzt in Eden ruht!"

Berlin.

David Friedländer.

Druckfehler.

Seite	3	Zeile	23	v. o.	statt Ihnen l. Ihm.
„	17	„	11	v. u.	„ und l. sie.
„	21	„	10	v. u.	„ und fällt auf.
„	33	„	9	v. u.	„ sich mit l. sich nicht mit.
„	38	„	13	v. u.	„ Schule l. Schuler.
„	60	„	8	v. o.	„ Weitherr l. Weitenberr.
„	60	„	11	v. u.	„ irrier l. seiner.